

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Mein Flirt mit der Blutfrau

John Sinclair Taschenbuch Nr. 88

von Jason Dark

erschienen am 12.07.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Mein Flirt mit der Blutfrau

Sie lebte in den tiefsten Gewölben des alten Schlosses. Sie ernährte sich von Spinnen, Käfern und Blut. Ein uralter Bannspruch hielt sie umfangen. Bis er gebrochen wurde und die Blutfrau freikam.

Ihre tödlich Spur zeichnete das Land. Niemand wußte, wer sie war, wie sie aussah. Ihr erstes Ziel hatte sie erreicht, als ich in ihre Fänge geriet. Mein Flirt mit der Blutfrau begann...

Die Ratte wußte genau, daß sie sterben sollte!

Tiere spüren so etwas stärker als Menschen, sie haben einen besonderen Instinkt dafür.

Dementsprechend benahm sich die Ratte. Wild sprang sie gegen die Eisenstangen des schaukelnden Käfigs. Sie schrie, sie kratzte, sie schlug die Zähne auf das harte Eisen, ohne die Chance zu haben, es durchbeißen zu können.

Dann warf sie sich wieder zurück, huschte kratzend über den Eisenboden des Käfigs, kreischte wie ein Mensch und sprang erneut in Panik gegen die Stäbe.

Das alles kümmerte Juan nicht. Der Fünfzehnjährige war es gewohnt, daß die Ratten, die Mäuse, die Käfer und die Spinnen, die er anschleppte, auch Angst verspürten. Er mußte diese lebende Nahrung zu einem bestimmten Ziel tragen.

Es war noch nicht richtig dunkel geworden. Im März waren die Tage schon länger. Das freute Juan, denn es gab ihm Hoffnung auf den nahen Sommer.

Er liebte die Wärme und das Meer, beides würde er bekommen. Die Winter gefielen ihm nicht. Sie konnten auch in Spanien kalt werden. Die Abenddämmerung mit ihren herrlich warmen Farben zauberte im Westen wie auf eine riesige Leinwand ein wunderschönes Bild. Das Meer rollte als Teppich gegen den Strand an und rundete das Stimmungsbild ab. Weiße Gischtkämmen schimmerten. Sie waren ununterbrochen in Bewegung und schienen sich gegenseitig überholen zu wollen. An größeren Felsen dagegen explodierte die Brandung in einem Meer von Tropfen.

Von der karstigen Höhe aus war der Blick besonders gut. Juan schaute gar nicht hin. Er kannte das Bild, an dem sich in der Saison zahlreiche Touristen erfreuten.

Der Ort lag im Tal, eingebettet in eine Mulde. Ein kleiner Wald aus Pinien schützte ihn vor den Geräuschen der Straße, die die Berge

durchschnitt. Es waren keine großen Hotels gebaut worden. Wer hier als Tourist Urlaub machte, der konnte diesen noch ursprünglich verbringen, in kleinen Pensionen oder auch einem Hotel.

Spanien, wie es sein sollte, ursprünglich, voller Leidenschaft und auch Herzlichkeit.

Juan ging weiter. Er hatte die Jacke übergestreift. Gegen Abend kam der Wind. Im Winter konnte er auf diesem ausgetrockneten Plateau ziemlich kalt werden, auch jetzt wühlte er sich durch die dunklen Haare des Jungen.

Im Tal schimmerten die Lichter des Ortes. Noch blaß, manche farbig, vor allen Dingen die großen Reklamen und das Schild der Tankstelle. Rot und gelb wechselten sich ab.

Juan trug den Käfig in der rechten Hand. Er schaukelte jetzt noch mehr, denn die Ratte benahm sich, als wäre sie wahnsinnig geworden. Noch kraftvoller wuchtete sie ihren braungrauen Körper gegen die Eisenstangen, so daß der Käfig wie eine Glocke schwang. Das Schreien des Tieres störte Juan nicht. Von klein auf hatte man ihm beigebracht, daß diese Tiere vernichtet werden mußten.

Er hatte es nicht mehr weit bis zu seinem Ziel. Wenn jemand aus dem Ort geahnt hätte, wohin ihn seine nächtlichen Spaziergänge dreimal in der Woche führten, hätten ihn die Leute glatt für verrückt gehalten und eingesperrt. Denn er wußte von einem Geheimnis, über das man normalerweise nicht sprechen durfte.

Das behielten die Menschen für sich. Doch Juan hatte es herausgefunden, und er würde es hüten, solange es möglich war. Zudem wollte er es den eingebildeten Leuten zeigen, die mit dem Finger auf ihn wiesen, weil er keine Eltern hatte.

Er war unehelich zur Welt gekommen. Seine Mutter war irgendwann verschwunden. Angeblich hielt sie sich in Madrid auf, wo sie unter die Räder gekommen war. Seinen Vater hatte Juan nie gesehen. Er kannte nicht einmal den Namen.

Großgezogen hatte ihn eine Tante, die ebenfalls allein wohnte, weil deren Mann bei einem Unfall ums Leben gekommen war. So hieß es. Die Tante jedoch war davon überzeugt, daß ihn der Geheimdienst ermordet hatte, weil er damals schon gegen Franco gewesen war. Das alles lag so weit zurück, daß der Junge darüber nicht nachdachte. So führte er sein eigenes Leben und schlug sich mit Hilfsarbeiten durch. Im Sommer war die Lage für ihn besser, da fiel so manches ab, was ihm die Touristen zukommen ließen.

Er blieb stehen, schaute sich in alle Richtungen um und suchte nach Verfolgern.

Niemand war ihm gefolgt.

Juan lächelte. Bisher hatte ihn keiner aus dem Ort gehen sehen. Er kannte die entsprechenden Schleichwege, aber es war auch fast jedesmal dunkel gewesen. In der helleren Jahreszeit mußte er sich eben etwas anderes einfallen lassen.

Bis dahin allerdings sollte sich vieles verändert haben... Die Ratte war jetzt ruhig geworden. Sie hatte sich auf den Metallboden gehockt und klein gemacht. Der Junge konnte einen Blick in ihre Augen erhaschen. Er las darin die Todesangst.

Juan grinste. »Jede muß daran glauben«, sagte er. »Ich fange euch und schaffe euch weg.«

Er lachte leise, bevor er die letzten Meter zurücklegte. Sie führten ihn abwärts. So etwas wie ein Pfad schlängelte sich in kleinen Kehren weiter, der erst endete, als innerhalb einer kleinen Mulde so etwas wie trockenes Knüppelgehölz wuchs. Im Sommer sah es tot und völlig trocken aus. Im Frühjahr trieb es Blüten, bei genauerem Hinsehen waren schon jetzt die Knospen zu erkennen. Mehr Vegetation gab es in der unmittelbaren Umgebung nicht. Das Gehölz diente gleichzeitig als Schutz. Man konnte sich dahinterschieben, wenn man sich schmal machte.

Juan schaffte es mit Leichtigkeit, und er blieb stehen, als er den

runden Umriß im Boden erkannte.

Es war ein Deckel oder eine kreisrunde Lukenklappe. Sie besaß sogar einen alten Eisengriff, der hochgekantet werden mußte, um den Deckel anheben zu können.

Juan stellte den Käfig ab. Die Ratte versuchte ein letztes Mal, ihrem Schicksal zu entrinnen. Sie warf sich gegen die Stäbe und versuchte auch, ihren Körper durch die Zwischenräume zu klemmen. Das schaffte sie nicht. Sie war viel zu fett und hätte sich höchstens den Kopf am Hals eingeklemmt.

Juan ließ sich nicht stören. Er setzte sich auf den Boden und breitete die Beine aus. Somit rahmte er die Klappe zu beiden Seiten ein, streckte die Arme aus und umfaßte den Eisengriff mit beiden Händen. Um die runde Luke zu öffnen, mußte er mit beiden Händen daran ziehen. Der Deckel war verflixt schwer.

Juan atmete einige Male aus und ein, dann setzte er seine Kräfte ein. Das Gesicht spannte sich. Er wirkte bei dieser Anstrengung älter, als er tatsächlich war. Über seine Lippen floß ein Keuchen, und die Adern zeichneten sich scharf unter der Haut ab.

Er schaffte es.

Zu sich hin zog er den Deckel, konnte ihn schon bald kanten, dann stand er senkrecht, und der Junge faßte nach einer bereitliegenden Eisenstange. Mit dem unteren Ende kantete er sie gegen einen Stein. Das obere stieß vor den Deckel und hielt ihn in der Schräglage. Über die Lippen des Jungen huschte ein Lächeln. Wieder einmal hatte er es geschafft. Mit dem Handrücken wischte er den Schweiß von seiner Stirn und verteilte dabei auch Schmutz.

Dann kroch er um die Öffnung herum, bis er dem Deckel gegenüber kniete. Er beugte sich vor und starrte in einen tiefen Schacht. Sogar eine alte Leiter war vorhanden. Wer wollte, konnte den Schacht hochsteigen und ihn verlassen.

»Ich bin da!« rief er hinunter und lauschte dem dumpfen Klang

seiner Stimme, die allmählich von der Finsternis aufgesaugt wurde. Er konnte keine Antwort hören.

Es war wie immer, aber er wußte genau, daß man ihn verstanden hatte. Wenig später schon vernahm er die Geräusche. Kratzende Laute, so etwas wie Schritte, die über Metall schleiften. Juan wußte genau, was er zu tun hatte.

Der Käfig stand in Griffweite. Er holte ihn näher zu sich heran und schaute auf die tobende Ratte.

»Bald wirst du ruhig sein!« flüsterte er, »und meine Freundin wird sich freuen. Sie ist meine amiga. Wir werden zusammen noch Großes leisten, das verspreche ich. Und du wirst dafür sorgen, daß sie immer kräftiger wird.« Er lachte, verstummte aber, als er aus der Dunkelheit des Schachts etwas auftauchen sah. Es war eine Hand!

Zwar sah sie aus wie eine normale Hand, sie besaß auch vier Finger und einen Daumen, dennoch sah er sie als unnormal an, weil ihre Haut wie welkes Laub wirkte. Eine über die Knochen gezogene dünne Schicht, fast schon mit Papier zu vergleichen. Hinzu kamen lange Fingernägel, unter denen Dreckreste und auch eingetrocknetes Blut klebte. Insgesamt gesehen eine widerliche Klaue, was den Jungen jedoch nicht störte. Für ihn war die Person, der die Hand gehörte, eine Vertraute, obwohl er noch nie ihr Gesicht gesehen hatte. »Ist es bald soweit?« fragte er, als sich die Hand dicht oberhalb des Lukenrands befand.

»Ja, noch eine Nacht!« Die Antwort hatte er zwar verstehen können, sie war aber mit einer normalen Stimme nicht zu vergleichen. Es drang aus der Tiefe wie ein Kratzen, als würde jemand hartes Papier über eine polierte Fläche reiben.

»Und dann? Was geschieht dann?«

»Laß dich überraschen, mein Junge.«

»Aber du vergißt mich nicht - oder?«

»Nein, das habe ich dir versprochen. Du bist der einzige aus dem

Ort, den ich nicht vergesse. Alle anderen wirst du bald vergessen können. Du hast nichts zu befürchten.« Die dünnen Finger mit den stumpf wirkenden, dennoch ziemlich langen Nägeln bewegten sich hin und her. Es sah aus, als würde die Hand dem Jungen zuwinken, und Juan verstand das Zeichen sehr gut.

»Ich habe es mitgebracht«, flüsterte er hastig. »Es ist wieder eine dieser fetten Ratten.«

Lachen erfüllte die Öffnung. Rau und kratzig. »Ja, Ratten sind gut. Besser als Spinnen und Würmer. Sie haben Blut, mein Junge, und ich brauche Blut. Die Blutfrau hatte man mich genannt. Die Leute hatten recht, ich bin die Blutfrau...«

»Moment, ich... ich gebe dir das Tier. Sie ist sehr unruhig gewesen.«

»Das kann ich verstehen. Sie weiß, daß sie sterben muß. Es ist schlimm, so etwas zu wissen. Ich habe es ebenfalls erlebt, aber ich lebe noch...«

Ihr Lachen war zu einem bösen Kichern geworden, während Juan nach dem Käfig griff und ihn näher heranholte.

Er hatte ihn zwar so besorgt, wie er aussah, aber auch umgebaut. So war der Boden nicht mehr fest. Durch die Betätigung eines Hebels konnte er bewegt werden. Man zog einfach die Bodenklappe unten weg. Juan hielt den Käfig am Griff fest. Dabei ließ er ihn über der runden Öffnung schweben und wartete, bis das Schaukeln gestoppt wurde. Die Hand blieb noch.

Sie wirkte bleich, wie mit grauweißer Tusche gezeichnet. Die Finger waren gekrümmt, die Handfläche geöffnet, als wollte sie etwas fangen. Ein Teil des Arms war ebenfalls zu sehen, mehr nicht. Das übrige verschwand in der Dunkelheit des Schachts.

Juan hätte gern einmal in das Gesicht der Blutfrau geschaut, das hatte sie ihm verwehrt.

»Deine Zeit wird noch kommen«, hatte sie ihm gesagt. »Keine

Sorge, mein Junge...«

Damit hatte sich Juan abgefunden, der jetzt den Feststeller löste, so daß er das Bodenbrett des Käfigs herausziehen konnte. Mit zwei Fingern zog er die Platte zu sich heran.

Die Ratte merkte dies natürlich. Sie zuckte zurück, wollte auf der immer kleiner werdenden Fläche noch Platz finden, es war vergeblich. Mit einem verzweifelten Sprung warf sich das Tier gegen die Stangen, aber dort rutschten die spitzen Nager ebenso ab wie die beiden Vorderpfoten.

Sie fiel — und sie landete genau auf der Handfläche der Blutfrau, die ihre Finger mit sicherem Griff um den fellbedeckten Körper der Ratte schloß.

Das Tier kreischte noch, biß auch um sich, die Hand verschwand in der Dunkelheit, und Juan schloß die Bodenklappe des Käfigs wieder. Das dabei entstehende Geräusch übertönte das aus der Tiefe hochsteigende Knacken, als der Ratte das Genick gebrochen wurde. Der Junge hatte seine schaurige Arbeit getan. Jetzt hätte er eigentlich wieder verschwinden können, doch er blieb sitzen, denn dies gehörte auch zu dem Ritual.

Es dauerte ungefähr zwei Minuten, in denen Juan in den Himmel starrte, dessen Farbe ein dunkles und gleichzeitig stumpf wirkendes Grau angenommen hatte. Nicht einmal das Licht der zahlreichen Sterne schimmerte noch durch.

Als der Öffnung des Schachts drangen Geräusche, die schlimm klangen. Es war ein Reißen und Schmatzen, zwischendurch ein Knacken, auch ein irgendwie satt klingendes Stöhnen.

Juan wartete weiter. Er wußte, daß ihn die Blutfrau noch einmal ansprechen würde.

Als er die Bewegung in der Schachtöffnung sah, drehte er den Kopf. Wieder erschien die Hand.

Diesmal klebte Blut auf ihrer Fläche, das wegen der Schräglage

dem Gelenk entgegen rann. Ein leises Lachen drang an seine Ohren. »Das hast du gut gemacht, mein Junge, sehr gut sogar. Es hat mir vorzüglich gemundet. Ich spüre bereits jetzt, daß es nur noch kurze Zeit dauern wird, bis meine Kraft zurückkehrt. Danke...«

»Wann wirst du...?«

»Keine Fragen, Juan, keine Fragen. Ich freue mich schon auf Etula.«

So hieß der kleine Ort, in dem Juan wohnte. Eigentlich hätte er die Bewohner warnen müssen, aber wer würde ihm schon glauben, einem Jungen, der in den Augen der Arroganten nicht viel mehr wert war als einer der zahlreichen Straßenhunde, die herumstreunten.

»Wann soll ich dir wieder etwas bringen?« fragte er zum Abschied.

»Morgen schon, mein Junge, morgen. Hast du etwas Besonderes?«

»Nein, ich...«

»Kannst du zwei Ratten mitbringen?«

»Wenn du willst.«

»Dann tu es.« Die blutige Hand winkte ihm noch einmal zu, bevor sie verschwand.

Juan blieb noch einen Moment sitzen. Er hatte der Blutfrau zwar schon des öfteren >Nahrung< gebracht, dennoch war es für ihn jedesmal neu, immer wieder ein schauriges Abenteuer.

Aus dem Schacht drangen keine Geräusche mehr. Die Blutfrau war zufrieden. Vielleicht ruhte sie jetzt, was für Juan natürlich nicht in Frage kam, er mußte wieder zurück.

Der Junge schob den Boden des Käfigs wieder so in die Halterung, daß er fugendicht abschloß, und löste die Hebelstange hinter dem Deckel, den er dann kippte.

Mit einem schwappenden Laut schloß er die Öffnung. Seine Arbeit war getan.

Er richtete sich auf.

Durch das lange Sitzen waren die Gelenke etwas steif geworden. Er bewegte rollend die Schultern und stemmte sein Gesicht gegen

den Wind. Das liebte Juan neben der Einsamkeit dieser Felsenküste. Weiter südlich, wo die Touristenorten Benidorm, Altea und Calpe lagen, war der Strand besser, auch natürlich der Sand, aber da standen auch die Bettenburgen und verschandelten die Landschaft. Wer in Etula di mar, wie es offiziell hieß, Urlaub machte, der suchte das Ursprüngliche, Ruhe, und bekam auch einen Sandstrand geboten.

Juan nahm den Käfig hoch und machte sich wieder auf den Rückweg. Er umrundete das Gehölz, dann hatte er wieder die freie Felsenfläche erreicht, über die der Wind strich und den Geruch des Meeres mitbrachte. Im Ort würde man ihn nicht vermissen, er hatte momentan auch keine Arbeit angenommen. Erst in der kommenden Woche, wo Gäste zu erwarten waren, wollte er in dem einzigen Hotel aushelfen. Die kleinen Pensionen brauchten kein Personal, da halfen die Mitglieder der Familien.

In Etula brannten fast alle Lichter. Wie ein heller, leicht welliger Teppich lag der Ort unter ihm, und auch den weißen Streifen der Brandung sah er.

Er fand den schmalen Pfad, der in die Mulde hineinführte, sofort. Sie lief zum Strand hin flach aus. Erst weiter nördlich wuchsen die Felsen wieder wie verschachtelt stehende Mauern hoch.

Juan war guter Laune. Er piffte ein Liedchen und dachte daran, daß sich in Etula bald einiges ändern würde. Dann hielt der Schrecken Einzug; denn die Blutfrau würde ihr Versprechen in die Tat umsetzen, davon ging Juan aus.

Er hatte seinen Weg innerhalb kurzer Zeit zurückgelegt. Die beleuchtete Hauptstraße interessierte ihn nicht, sie wirkte trotz der noch relativ frühen Stunde leer, denn nur wenige Wagen schoben sich durch den Ort. In der folgenden Woche begann die Vorsaison, dann würde sich einiges ändern. Die Voraussagen der Wetterfrösche sahen gut aus. Es sollte viel Sonne geben. Wenn diese Prognose eintraf, würden sich die ersten Touristen an den Strand wagen. Ins

Wasser würden allerdings nur die Abgehärteten gehen.

Ein Fischer und Bootsverleiher hatte Juan ebenfalls ein Angebot gemacht, Touristen auf Vergnügungsfahrten zu begleiten. Er hätte mehr bezahlt als Sehor Gomez, der Hotelbesitzer, aber darauf hatte Juan verzichtet. Er wollte im Ort bleiben und zuschauen. Seine Tante besaß ein altes Haus. Manche bezeichneten es als windschiefe Hütte. Sie stand abseits, wo der steinige, braune Hang begann und die Gassen sehr schmal waren. Das Haus war das letzte in der Reihe. Zu einer Seite hin fiel es schräg ab und sah deshalb so aus, als würden sich jeden Moment die Ziegel lösen und nach unten rutschen. Zwei Hunde sprangen ihm kläffend entgegen. Juan trat nach den struppigen Straßenkötern. Er mochte sie nicht. Sie störten ihn oft genug mit ihrem Gebell.

Seine Tante, die meist früh zu Bett ging, war noch auf den Beinen. Hinter den kleinen Fenstern schimmerte Licht. Vor den Scheiben hingen Spinnweben wie graue Wattefäden. Juan hatte versprochen, sie am nächsten Tag zu entfernen.

Die Tante hockte in einem alten Ohrensessel, dessen Stoff längst verschlissen war, und starrte auf die Mattscheibe. Es lief ein alter Liebesfilm, bei dem die Frauen feuchte Augen bekamen.

»Da bist du ja endlich!« begrüßte sie den eintretenden Juan. »Wo hast du dich herumgetrieben?«

»Ich bin gewandert.« Den Käfig hatte Juan hinter dem Haus in einem kleinen Schuppen abgestellt.

»Und wohin?«

»Zum Strand.«

Seine Tante stemmte sich hoch. Sie gehörte zu den Frauen, die fast so breit wie groß waren. Sie trug einen alten Blümchenkittel und hatte auch eine Strickjacke über die welligen Schultern geworfen. Das Haar wirkte durch die Lockenwickel wie ein Kunstwerk.

»Morgen werde ich nach Alicante fahren«, sagte sie. »Willst du

mitkommen?«

»Was soll ich dort?«

»Ja, schon gut. Ich werde von Dario mitgenommen. Er will Wolle einkaufen, und du weißt, daß ich mich auf dem Gebiet auskenne.«

»Viel Spaß.«

Die Señora war eine wahre Strickkünstlerin. Damit verdiente sie auch ihren Lebensunterhalt. Sie kam relativ gut über die Runden.

»Die Saison fängt bald an. Wir werden viel Wolle kaufen müssen.«
Sie wechselte das Thema. »Willst du noch etwas essen?«

»Nein, danke.«

»Gut, dann kannst du noch dein Zimmer aufräumen.«

»Si, si...« Er nickte. »Gute Nacht - bis morgen.«

»Wenn du aufstehst, bin ich schon weg.«

»Dann bis zum Abend.«

»Und mach keinen Unsinn, Junge.«

»Wieso?« Juan stand schon an der Tür und drehte sich noch einmal um.

»Hast du einen Grund, Tante?«

Sie wiegte den Kopf. »Mir gefallen deine abendlichen Ausflüge nicht. Sie sind komisch.«

Juan hob die Schultern. »Was willst du, Tante Esmeralda? Ich bin eben anders als die anderen. Ich treibe mich nicht in den Bodegas oder Cantinas herum...«

»Si, schon, aber ich wundere mich trotzdem. Was machst du am Strand? Bist du ein Fremder?«

»Nein, aber mir gefällt es, dort zu sitzen und auf die anrollenden Wellen zu schauen.«

Esmeralda schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Aber ich bin nicht deine Mutter. Ich will dir keine Vorschriften machen. Meinetwegen geh zum Strand und werde glücklich.«

»Das ist in der nächsten Woche vorbei. Dann bekomme ich Arbeit

im Hotel del Sol...«

»In der Küche wie im letzten Jahr?«

»Ja und nein. Ich soll auch bedienen.«

»Das ist gut. Da wirst du auch Trinkgeld bekommen.«

Juan grinste. »Das weiß auch der Besitzer. Er hält den Lohn sehr, sehr kurz.«

Esmeralda verzog das Gesicht. »Gomez ist ein Schwein.« Sie erschrak über ihre eigenen Worte und schlug hastig ein Kreuzzeichen.

»Gute Nacht«, wünschte Juan noch einmal, bevor er sich durch die Tür drückte und über die schmale Stiege in die erste Etage hochging, wo auch sein Zimmer lag.

Es war kein normales Zimmer, mehr eine Bude oder Abstellkammer. Die Decke hätte mal gestrichen werden müssen. Die Balken sahen schon morsch aus, und Juan mußte den Kopf einziehen, denn aufrecht stehen konnte er nicht. Das Fenster glich mehr einer Luke. Wenn er hinausschaute, sah er gegen den Hang, von dem der Wind im Sommer den Staub in Richtung Dorf blies und besonders die hier stehenden Häuser in Mitleidenschaft gezogen wurden. Das konnte man keinem Touristen vorsetzen.

Juan drehte an der Glühbirne. Er bekam Licht und legte sich auf das alte Feldbett, dessen Matratzen schon als Lager für Soldaten gedient haben konnten, so durchlegen waren sie.

Juan hatte sich daran gewöhnt und dachte auch darüber nach, daß es Jungen in seinem Alter gab, denen es noch schlechter ging und die keinen Job bekamen.

Doch er besaß noch Hoffnung.

Die Blutfrau hatte sie ihm gegeben. Erdachte darüber nach, wie sie wohl aussehen würde.

War sie alt, uralt oder mumienhaft. Hatte sie möglicherweise ein blutverschmiertes Gesicht.

Ja, so konnte sie aussehen, brauchte aber nicht.

Wie dem auch war, er würde sich überraschen lassen, und sicherlich würde sie sich auch bei ihm melden.

Mit dem Gedanken an die Blutfrau schlief er schließlich ein...

»Was willst du denn hier?« fragte meine Sekretärin Glenda Perkins und bekam große Augen, als ich das Büro betrat.

Aus unserem gemeinsamen Office kam Suko hervor, blieb auf der Schwelle stehen, schüttelte den Kopf und fragte ebenfalls: »Was willst du denn hier noch?«

Ich breitete die Arme aus. Den leichten Mantel hatte ich locker über die linke Schulter gelegt. Dann grinste ich und erwiderte: »Ihr tut gerade so, als wäre ich ein Fremder.«

»Das bist du auch«, erklärte Glenda. »Wenigstens für die nächsten sieben Tage.«

»Ihr habt mich schon vergessen?«

»So ist es«, sagte Suko.

»Dann werde ich mir überlegen, ob ich meinen Urlaub überhaupt noch nehme. Ich kann ihn auch rückgängig machen, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»Wir sind ja nicht dumm«, bemerkte Glenda.

Suko stach mit dem rechten Zeigefinger in meine Gegend. »Wenn du das tust, werden wir Urlaub nehmen. Dann kannst du allein hier hocken, Glendas Arbeit noch mit übernehmen und...« Er stoppte mitten im Satz, weil wieder ein Besucher ankam.

Es war Sir James Powell, der mich ebenfalls verwundert anschaute. »Sie sind noch hier, John? Ich dachte, Sie wären in Spanien. Sie wollten doch nach Valencia fliegen, wenn mich nicht alles täuscht?«

Ich schaute die Versammelten der Reihe nach an. »Irgendwie habe ich das Gefühl, als wolltet ihr mich loswerden.«

Sir James nickte. »Das stimmt auch.«

Nach dieser Antwort grinsten Glenda und Suko um die Wette. Die drei kamen mir vor wie eine verschworene Gemeinschaft.

Der Superintendent sprach weiter. »Sind Sie es nicht gewesen, John, der unbedingt Urlaub haben mußte und sich all die Jahre darüber beschwert hat, daß dies nicht möglich war?«

»Stimmt.«

»Was hält Sie dann noch?«

»Ich wollte mich nur verabschieden.«

»Das hast du gestern schon getan«, sagte Glenda.

»Ach — tatsächlich?«

»So ist es«, sagte Suko.

»Dann werde ich jetzt wohl ziehen. Die Maschine hat zwei Stunden Verspätung. Sie fliegt erst kurz vor elf Uhr. Ich dachte mir, schaut mal rein und siehst nach, ob deine lieben Freunde und Kollegen auch brav arbeiten.«

»Das ist ja schon sadistisch«, meinte Glenda.

Sir James rieb sein Kinn. Er duftete nach einem starken Rasierwasser.

»Ich meine, wenn Sie schon arbeitswütig sind, John, kann ich Ihnen einige Akten mit auf die Reise geben. Die Flugzeit wird verkürzt, Sie merken kaum wenn Sie...«

»Danke, Sir, darauf kann ich verzichten. Ich bin schon weg!« Ich drehte mich um, weil ich an meinem Chef vorbei wollte, der aber hielt mich noch fest. »Augenblick, John. Eine Frage.«

»Bitte.«

»Haben Sie eigentlich Waffen mit in den Urlaub genommen? Oder haben Sie es vor?«

»Ich gehe nicht nackt, Sir.«

»Was heißt das?«

»Mein Kreuz ist dabei...«

»Auch die Beretta und der Dolch?«

»Ja.« Ich grinste. »Die Genehmigung habe ich mir ausstellen lassen. Es wird bei der Einreise schon keinen Ärger geben.«

»Aber du willst Urlaub machen?« fragte Suko.

»Das hatte ich eigentlich vor. Deshalb bleibt die Beretta für den Fall der Fälle auch tief unten im Koffer. Und das Kreuz...« Ich hob die Schultern. »Es ist doch nicht mehr als ein Talisman für den, der nicht Bescheid weiß.«

»Gut, dann viel Spaß, und erholen Sie sich auch!« Sir James reichte mir die Hand und verschwand.

»Einen Kaffee noch?« fragte Glenda.

Meine Augen bekamen den wilden Glanz. »Deshalb bin ich doch gekommen, Mädchen. Die Brühe zu Hause schmeckt mir nicht, und der spanische Kaffee ist mit deinem erst recht nicht zu vergleichen, habe ich mir von Kennern sagen lassen.«

Glenda stand auf und ging zur Kaffeemaschine. Sie hatte sich chic gemacht. Glenda gehörte zu den Frauen, die einen Ballonrock tragen konnten, auch wenn sie nicht eben superschlank war. Aber dieser aufgebauschte schwarze Rock mit den silberweißen Streifen, dazu noch kurz bis zum Knie, stand ihr gut. Er wippte bei jedem Schritt. Sie hatte meinen Blick, den ich ihr nachschickte, gespürt, drehte sich um und fragte: »Ist was?«

»Nein, nein. Ich stehe neuerdings auf Ballons.«

»Du meinst den Rock?«

»Richtig.«

Sie schenkte ein. »Der ist in. Ebenso wie Mini.«

Ich grinste. »Das werde ich in Spanien bestimmt auch zu sehen bekommen.«

»Gib nur acht, daß dir dann die Augen nicht aus dem Kopf fallen.«

Glenda reichte mir die Tasse.

»Wer weiß...«

»Wie heißt noch mal der Ort, in den du fährst?« fragte Suko.

»Etula, ins Hotel del Sol.«

»Aha.«

»Er liegt südlich von Valencia, aber nördlich von Benidorm«, sagte ich zwischen zwei Schlucken Kaffee.

»Jetzt weiß ich Bescheid.« Suko sah so aus, als wüßte er überhaupt nichts.

»Jedenfalls liegt er am Meer, auf einer Landzunge.«

»Wie bist du denn daraufgekommen?«

»Ein Kollege von der Fahndung schwärmte mir vor. Keine hohen Hotelbauten, Ruhe, Sonne, Erholung.«

»Jetzt auch?« fragte Glenda.

»Wir haben März. Da scheint die Sonne in Spanien. Etula liegt zudem ziemlich im Süden.«

»Na denn.«

Ich hatte die Tasse geleert, stellte sie ab und verabschiedete mich von den beiden. Bei Suko mit Handschlag, bei Glenda nicht. Sie drückte ich an mich, hauchte ihr zwei Küsse auf die Wangen und spürte unter dem dünnen schwarzen Kaschmirpullover die Hügelandschaft, die schon seit Beginn der Menschheit die Männer immer wieder um den Verstand gebracht hat.

Glenda reagierte schon wie eine Ehefrau, denn sie gab mir zahlreiche Ratschläge mit auf den Weg.

»Werde ich alle beherzigen!« rief ich zum Abschied und winkte noch aus dem Flur.

Das Londoner Wetter konnte man vergessen. Der Winter war schon einmal zurückgekehrt oder erst jetzt gekommen. Er hatte Regen, Schnee und Kälte gebracht. In Spanien aber, wo ich hinwollte, sollte das Wetter hervorragend sein.

Mein Gepäck hatte ich beim Portier in der Eingangshalle abgestellt. Es bestand nur aus einem Koffer.

Auch der Mann vom Empfang wünschte mir einen schönen Urlaub und andere, die mich sahen, ebenfalls.

Ein Taxi war schnell gefunden. Ich leistete mir den Luxus, mich zum Flughafen bringen zu lassen.

Wir kamen ziemlich gut durch. Der Motorway in Richtung Airport war nicht so stark befahren. Ich dachte daran, daß mir auf dieser Strecke schon Dinge passiert waren, die sich später zu regelrechten Schreckensfällen entwickelt hatten. Für mich ist Heathrow eine Stadt für sich. Wer sich dort nicht auskennt und umsteigen muß, ist verraten und verkauft. Ich kannte das Gelände und ließ mich direkt zum richtigen Eingang chauffieren.

»Sie fahren in Urlaub, Sir?« fragte der Driver beim Aussteigen.

»Ja.«

»Dann viel Spaß. Wo soll es denn hingehen?«

»Spanien.«

»Zu den Señoritas und den heißen Señores.«

»Eher umgekehrt.«

»Kann sein.«

Ich bekam meinen Koffer in die Hand gedrückt und revanchierte mich mit einem mittelprächtigen Trinkgeld.

Als ich die Halle betrat, atmete ich zunächst einmal tief durch. Es war schon ein herrliches Gefühl, mal nicht dienstlich unterwegs zu sein. Urlaub...

Es war komisch, doch über dieses Wort mußte ich noch nachdenken. Wie lange war es her, daß ich Urlaub gemacht hatte? Das war schon gar nicht mehr wahr. Und wenn, dann war mir auch im Urlaub immer etwas dazwischengekommen, denn meine Feinde, die schwarzmagischen Wesen, hatten für diese menschlichen Bedürfnisse kein Verständnis. Manchmal, wenn mich Fälle in die weite Welt geführt hatten, war es mir gelungen, noch zwei oder drei Tage dranzuhängen. Jetzt fuhr ich offiziell sieben Tage weg.

Eine Woche ohne Dämonen — oder...?

Ich war mir da nicht so sicher. Es gibt unter den Menschen Ferienmuifel und gewisse Pechvögel, und ich wurde einfach das Gefühl nicht los, daß ich dazu wieder gehörte.

Wir würden sehen...

Sonne, Ferien, Gäste...

Diese drei Dinge liebte Señor Gómez, der Hotelier am meisten, denn sie garantierten ihm das Ergebnis, das seine Kasse heller klingeln ließ. Es kam Geld hinein.

Das Hotel war im maurischen Stil erbaut worden und so angelegt, daß es ein offenes Karree bildete. Im Innenhof befand sich der Pool, eine Außenbar, eine Grillstelle, und wer zum Strand gehen und dort baden wollte, mußte über einen sorgfältig gepflegten und von Hibiskushecken umrahmten Privatweg schreiten, der ihn sicher zu seinem Ziel brachte. Die Gästezimmer waren großzügig angelegt worden. Das zweietagige Hotel erstrahlte in einem frischen Weiß. Neben dem Pool, auf der großen Sonnenwiese, gab es auch schattige Flecken. Dafür sorgten die breiten Wedel der Palmen.

Gomez schien in diesem Jahr zu den Menschen zu gehören, die das Glück gepachtet hatten.

In Mitteleuropa hatten die Osterferien bereits begonnen. Viele Familien machten Urlaub. Einige fuhren in den Wintersport, doch es gab auch Gäste, die den Süden vorzogen. So kam es, daß das Hotel fast ausgebucht war. Die Gäste würden nach und nach eintreffen, die eisten hatten bereits die Zimmer belegt und waren nicht in den Räumen geblieben, denn der Sonnenschein hatte sie ins Freie an den Pool gelockt. Von seinem im Erdgeschoß liegenden Büro aus konnte Gomez dies erkennen, wenn er die einzelnen Blätter der Jalousie etwas auseinanderschob.

Das Personal war eingestellt. Die Sonne im März konnte schon

bräunen. Sie sorgte auch dafür, daß die Gäste den richtigen Durst bekamen und entsprechend Getränke bestellten.

Gomez ließ sich zufrieden in seinen dunklen Schreibtischsessel fallen. Er wußte, was sich gehörte. Gomez trat seinen Gästen stets elegant entgegen. An diesem lag hatte er sich für das schwarze Jackett entschieden und die weiße Hose. Das Hemd erstrahlte ebenfalls in einem herrlichen Weiß, und seine Krawatte zeigte gedeckte Farben in einem Phantasiemuster.

Wer ihn besuchte, betrat ein Büro, dessen Wände ebenfalls weiß waren. Im Kontrast dazu stand der lindgrüne Teppichboden. Das matte Weiß der Schreibtischmöbel paßte gut zu dieser Auslegware. Gomez war dabei, die Gästeliste durchzuschauen. Sein Gesicht zeigte eine gesunde Bräune, auf der Oberlippe wuchs ein schmales Bärtchen, das Haar hatte sich im Laufe der Jahre in zwei Farben geteilt. Einmal war es dunkel geblieben, zum anderen wellten sich mehrere graue Strähnen von der Stirn her über den Kopf bis fast in den Nacken hinein. Auf Frauen wirkte Gomez wie ein Magnet, doch er hütete sich, etwas mit den weiblichen Gästen anzufangen, obwohl er unverheiratet war. Dafür lebte er mit einem jüngeren Freund zusammen, der den Küchenbereich unter sich hatte.

An diesem Morgen hatte sich einer seiner Mitarbeiter angemeldet, um mit dem Jefe, dem Chef, zu reden. Es war eine Hilfskraft, ein sehr geschickter Junge, vor zwei Tagen sechzehn Jahre alt geworden. Ein Bursche, den er jetzt zum erstenmal als Hilfskellner einsetzte und darauf hoffte, daß er diese Arbeit auch schaffte.

Was Juan von ihm wollte, war ihm unklar. Zehn Minuten wollte er dem Knaben geben. Sollte dieser sich störrisch anstellen, würde Gomez ihn feuern. Um dessen Job bewarben sich gleich zehn andere. Genau um zehn Uhr klopfte es an die Bürotür. Gomez rief sein >Herein<, schaute von den Abrechnungen eines Getränkelieferanten hoch und sah, daß die Tür vorsichtig geöffnet wurde, als würde sich

der Junge nicht so recht trauen.

Gomez grinste knapp und winkte dem Angestellten herrisch zu.
»Los, komm her und schließ die Tür!«

Juan trug noch nicht seine Arbeitskleidung. Der erste Dienst würde am späten Nachmittag beginnen.

Einen Stuhl bot Gómez dem Besucher nicht an. Statt dessen ließ er seinen Blick über die farblose Kleidung des jungen Hilfskellners gleiten. Juan trug alte Jeans, einen ausgeleierte Pullover und Turnschuhe, die andere längst weggeworfen hätten.

»Du wirst dich vorher waschen, ehe du den Dienst bei mir antrittst«, bestimmte der Hotelier.

»Ja, das mache ich.«

»Gut, was willst du? Ich opfere dir zehn Minuten.«

Juan blieb eine Körperlänge vor dem Schreibtisch seines Chefs stehen. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt. »Ich freue mich darüber, daß Sie mich eingestellt haben, Señor...«

»Wolltest du mir das sagen?«

»Si, Señor!«

Gomez legte seine Stirn in Falten. Für ihn ein Zeichen von Ärger.
»Und deshalb störst du mich?«

»Das ist nicht alles, Señor!«

»Was noch?«

»Ich finde, daß es nicht richtig ist, wie Sie mich bezahlen. Das Hotel wird belegt sein, wie ich hörte. Da ist der Lohn doch zu gering, meine ich.«

Gomez hatte ruhig zugehört. Nur seine Finger zitterten ein wenig nach. Er bewegte die Spitzen und trommelte leise auf dem blanken Holz des Schreibtisches. »Meinst du?« fragte er nach.

»Si!«

»Dann will ich dir mal sagen, daß du deine Meinung für dich behalten kannst.« Er beugte sich vor. Die Adern unter der Stirnhaut

geschwollen an.

»Es ist eine Unverschämtheit, mir so etwas zu sagen. So ein Rotzlümmel wie du kann froh sein, daß ich ihn von der Straße hole. Wenn mein Hotel belegt ist, darfst du dem Herrgott dafür auf den Knien danken, denn du bekommst mehr Trinkgeld. Eigentlich sollte ich dir überhaupt keinen Lohn für deine Hilisarbeiten zahlen.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist mir noch nie vorgekommen. Was hast du dir dabei gedacht!« schrie er.

»Mehr Geld!«

»Das kannst du dir sonstwohin stecken. Von mir bekommst du nichts, verstanden?«

»Si, ich habe begriffen.«

»Dann schleich dich, du miese kleine Ratte! Verschwinde aus meinem Büro, bevor du mir die Luft verpestest. Eines will ich dir sagen. Normalerweise hätte ich dich sofort entlassen, aber ich gebe dir eine Chance. Du kannst es dir bis morgen überlegen. Wenn du dann noch bei deiner Meinung bleibst, fliegst du. Entweder arbeitest du für den ausgehandelten Lohn oder nicht. Ich kann ihn dir auch kürzen.« Gomez' Grinsen wurde schmierig. »Wir werden uns morgen treffen, dann gebe ich dir ebenfalls meine Entscheidung bekannt.«

»Sie meinen das mit der Lohnkürzung?«

»Genau, mein Junge.«

Juan nickte. Er sah nicht aus wie ein reuiger Sünder. Auch die nächsten Worte waren eher das Gegenteil davon. »Ich will Ihnen etwas sagen, Señor Gomez.«

»Das sind deine letzten Worte. Ich habe zu arbeiten.«

»Hoffentlich bereuen Sie das nicht!«

»Wie?«

»Es ist so, wie ich es gesagt habe. Man kann mit Menschen vieles machen, aber nicht alles, Señor Gomez.«

Juan machte auf der Stelle kehrt und verließ das Büro. Ein völlig

überraschter Hotelier blieb zurück, der einfach nicht fassen konnte, was man ihm da unter die Weste geschoben hatte. So etwas war ihm in seiner langjährigen Berufslaufbahn noch nicht vorgekommen. Da kam eine Hilfskraft, wollte mit ihm reden und drohte ihm sogar. Das setzte dem Faß die Krone auf.

Erst nach einer geraumen Zeit fand Comez die Sprache wieder. »So etwas«, flüsterte er und zerbrach vor Wut einen Bleistift. »Was sich diese miese Ratte eigentlich einbildet! Das ist nicht zu fassen, das ist schon Meuterei. Keine Pesete bekommt er dazu, falls ich ihn überhaupt behalte. Ich werde ihm den Lohn kürzen, so wird es wohl am besten sein.« Gomez wollte sich wieder seiner Arbeit zuwenden, doch er schaffte es nicht, sich zu konzentrieren.

Wütend packte er die Rechnungen in einen Ordner und begab sich auf seinen Inspektionsgang.

Bei den Angestellten waren diese Kontrollen gefürchtet. Wenn der Chef schlechte Laune hatte, dann setzte er an allem etwas aus. Da war ihm nichts richtig gemacht worden. Überall fand er Staub oder Schmutz, da glänzte nichts genug, und wenn er einen Wutanfall bekam, wurden selbst die besser bezahlten Mitarbeiter schweigsam. In der Halle, wo die hellbraunen Sessel vor den kleinen Tischen standen, entdeckte er einige Flecken, doch eine Schimpfkanonade blieb aus. Zu viele Gäste waren angereist und wollten auf ihre Zimmer. Gomez begrüßte persönlich jeden Gast und hatte ein paar freundliche Worte.

Einige waren allein gereist. Ihm fiel ein Engländer auf, der etwas abseits stand und sich den Trubel mit einem amüsierten Lächeln auf den Lippen anschaute.

»Es ist fast wie in der Hochsaison, Mister.« Der Engländer nickte. »Das stört mich nicht. Ich mache hier eine Woche Urlaub.«

»Die Tage werden Ihnen guttun, Mister...«

»Sinclair, John Sinclair.«

»Angenehm. Ich bin Señor Gomez. Mir gehört das Hotel.«

»Es ist sehr nett.«

»Danke. Wir sehen uns dann später.«

»Sicher.«

Gomez ging weiter. Die meisten Gäste kamen aus England oder Deutschland. Mit diesen beiden Sprachen kamen die Menschen an Spaniens Küste sehr gut durch.

Gomez hatte nicht den richtigen Drive, um wieder ins Büro zurückzugehen. Er inspizierte auch die beiden oberen Zimmerflure und fand zwei Putzmädchen schwatzend und kichernd in einer Nische stehen.

An ihnen ließ Gomez seinen Ärger aus. Er machte die beiden Mädchen mit gezischelten Worten so fertig, daß sie anfangen zu weinen und ihn anschließend um Entschuldigung baten.

»Noch einmal, und ihr fliegt.«

»Si, Señor Gomez, si...«

Er wollte schon gehen, drehte sich dann noch einmal um und erkundigte sich nach seinem Freund Pablo. »Wir haben das Zimmer nicht gesäubert, Senor!«

»Weshalb nicht?«

»Es war abgeschlossen.«

»Wie?«

»Von innen.«

»Habt ihr nicht geklopft?«

»Natürlich, Señor. Aber er hat sich nicht gemeldet. Leider...«

Gomez starrte die beiden Mädchen scharf an, nickte und ging dann weg. Er machte sich Sorgen um Pablo. Normalerweise war er um diese Zeit auf den Beinen und stand in der Küche, um die Nachtessen organisatorisch vorzubereiten. Wenn es jemanden gab, dem Gomez vertraute, dann war es Pablo, der aus Madrid gekommen war und seit drei Jahren im Hotel als Küchenchef arbeitete. Schon sehr

schnell hatten beide Männer gespürt, daß mehr zwischen ihnen war als Freundschaft. Gomez hatte Pablo zu seinem stillen Teilhaber gemacht und ihm eine Wohnung innerhalb des Hotelkomplexes besorgt, in einem kleinen Anbau, wo Gomez auch selbst lebte.

Er ging unwillkürlich schneller. Die Berichte der Mädchen hatten ihn aufgeschreckt. Um den Anbau zu betreten, mußte er eine Tür aufschließen, danach eine dunkle Treppe hinabgehen, dann stand er in dem mit hellen Fliesen ausgeigten Flur, dessen linke Wand fast nur aus Fenster bestand und das Sonnenlicht durchließ. Die Strahlen legten sich zudem wie ein goldener Schleier auf die prächtigen Blumenbänke, die den Flur praktisch als teilten.

Pablo, ein nostalgisch veranlagter Mensch, schwärmte noch für die alten Messingklopper. Einen davon hatte er außen an seine Tür anbringen lassen. Gomez klopfte zweimal gegen das Holz. Er hörte die dumpf klingenden Echos, sonst keine Reaktion.

»Pablo, schläfst du?«

Gomez bekam keine Antwort.

»Das ist doch nicht möglich!« flüsterte er. »Por dios, was macht dieser Kerl nur?«

Zwar regte er sich äußerlich auf, doch im Innern fraß die Sorge um seinen Freund wie Säure. Als Hotelbesitzer besaß er einen Generalschlüssel für alle Zimmertüren. Dies schloß auch seine und Pablos Privaträume ein. Den Schlüssel trug er stets bei sich. Seine Finger zitterten, als er ihn in das Schloß steckte und den Schlüssel zweimal herumdrehte. Es war tatsächlich abgeschlossen. Wer konnte das getan haben?

Zufällig fiel sein Blick zu Boden. In einer Fuge zwischen zwei Steinen sah er etwas Längliches glänzen. Er bückte sich, um den Gegenstand aufzuheben und bekam große Augen.

Das war ein Schlüssel.

Der gehörte Pablo.

Gomez' Kehle wurde eng. Schweiß trat aus seinen Poren und hinterließ Perlen auf seinem Gesicht. Die Tür war offen, er drückte die Klinke und schob sich über die Schwelle.

Jeder von ihnen besaß drei großzügig angelegte Räume. Zwei davon waren fünfeckig gebaut worden. Ein Architekt hatte sich hier austoben können.

An die Einrichtung verschwendete er keinen Blick, der Wohnraum interessierte ihn auch nicht. Ersah, daß die Tür zum Schlafzimmer nicht geschlossen war.

Von außen besaß sie eine vergoldete und geschwungene Barockleiste. Ansonsten war sie weiß.

Er stieß sie auf, betrat das Schlafzimmer und blieb stehen, wie vom Blitzschlag getroffen. Schlagartig wich das Blut aus seinem Gesicht. Gomez wurde kalkweiß.

So etwas Schreckliches hatte er nicht einmal in einem Film gesehen. Sein Freund und Partner lag tot auf dem breiten Bett. Durch das Fenster drangen noch die langen Strahlen der Märzsonne und ließen das Bild noch deutlicher und grauenvoller erscheinen.

Pablo lebte nicht mehr.

Um ihn herum war Blut, nur Blut...

Selbst vom Balkon aus konnte ich das Blut erkennen, dessen dunkle Farbe sich durch das helle Laken gedrängt hatte.

Den Toten selbst konnte ich nicht sehen, nur seine Umrisse zeichneten sich unter dem Laken ab. Zwei Männer in grauen Kitteln schafften die Trage aus dem Haus und verschwanden schnell um eine Ecke, wo ein Weg begann, der wegen einer hochgebauten Steinmauer kaum einsehbar war. Auf dem Weg erschien ein Mann in der grünen Uniform der Guardia Civil. Er gehörte nicht zu den unteren Chargen; denn anstelle des Schwarzen Lackhutes trug er eine Schirmmütze. Ein Offizier also. Sehr rasch verschwand er im Haus.

Dieser Anbau gehörte wohl nicht offiziell zum Hotel. Ich ging davon

aus, daß dort der Hotelier selbst wohnte.

Mein Zimmer, schon fast eine Suite, besaß zwei große Fenster und einen Balkon. Er befand sich auf der Innenhofseite, das andere Fenster genau gegenüber, mit Blick zum Anbau.

Ich trat wieder zurück, schritt über den hellen Teppich und ließ mich in einen schwingenden Korbstuhl fallen. Was ich da gesehen hatte, gefiel mir überhaupt nicht.

Ein Mord im Hotel del Sol. Oder vielleicht ein Selbstmord? Daran glaubte ich nicht so recht, aber ich spürte bereits jetzt das Prickeln und rechnete damit, daß der Urlaub nicht so verlaufen würde, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Reg dich nicht auf, John, dachte ich. Das ist nicht dein Bier. Ein normaler Mord fall kann von der normalen Polizei bearbeitet werden. In London hätte ich nicht anders reagiert.

Dennoch störte mich die Sache. Als Polizist ist man auch - das meine ich nicht einmal negativ - irgendwo ein Bluthund, der einfach wittern muß, und ich hatte den Anfang einer Fährte aufgenommen. Ich genehmigte mir einen spanischen Cognac, zog den Duft ein, trank in langsamen Schlucken und dachte daran, daß bisher alles hervorragend geklappt hatte.

Mir gefiel das Hotel, das Zimmer war toll, die Umgebung ebenfalls, die Menschen waren freundlich zu mir, und ich hatte auch einige alleinreisende Damen entdeckt und dabei an Glendas Worte gedacht. Da passierte ein Mord!

Mein Blick glitt zur Decke. Sie war weiß gestrichen und besaß die gleiche Farbe wie meine Jacke. Dazu trug ich ein schwarzes Hemd und eine ebenfalls weiße Hose.

Ich sah nach Urlaub aus.

Das Glas leerte ich nicht, weil mich die Unruhe wieder packte und ich erneut zum Fenster ging und in die Tiefe schaute.

Nichts zu sehen, alles war still, wie die berühmte Ruhe vordem

großen Sturm.

Meine helle Jacke lag auf dem breiten Bett. Ich schnappte sie mir und hängte sie lässig über die Schulter. Auch die dunkle Brille vergaß ich nicht, denn ich hatte wirklich ein unwahrscheinliches Glück, was das Wetter anbetraf.

Frühlingshafte, nein, schon vorsommerliche Temperaturen herrschten an dieser Küste. Die Märzsonne wärmte derart, daß ich schon im Polohemd gehen konnte und die Jacke eigentlich nur Staffage war. Ich verließ das Zimmer, schloß auf und ging die breite, sehr gepflegt wirkende Holztreppe nach unten, wo ich an der Rezeption meinen Schlüssel hinterlegte.

Einer der Portiers strahlte mich an. »Ein herrlicher Tag, Señor. Das hatten wir lange nicht mehr.«

»Kann ich mir denken. Was war denn los?«

»Wie meinen Sie?«

»Ich habe die Guardia Civil gesehen, das meine ich.«

Der Mann bekam große Augen unter seiner Halbglatze. »Nein, Señor, wo denn? Bei uns?«

Er sprach so aufgesetzt, daß ich ihm kein Wort glaubte. »Schon gut, Meister«, sagte ich, nickte ihm zu und verließ das Hotel. Ich hatte vor, mir den Ort anzusehen.

Den normalen Weg nahm ich nicht. Da hätte ich durch die Anlage vor dem Hotel gehen müssen, wo der Rasen bereits ein sattes Grün zeigte und erste Blumen blühten.

Ich suchte den Weg zum Anbau, denn dort war die Leiche aus dem Haus getragen worden.

Nach einigem Suchen fand ich den Weg, der in eine normale Straße mündete. Dort standen zwei Polizeiwagen, bewacht wurden sie von zwei Beamten mit den flachen Lackhüten auf dem Kopf.

Ich hielt mich zurück, wollte auch keine Fragen stellen, um nicht Mißtrauen zu sähen.

Bevor ich den Aufpassern ins Auge stach, war ich schon wieder verschwunden.

Vom Flughafen aus waren wir mit einem Bus gefahren. Die E 26 hatte uns fast bis ans Ziel gebracht. Der Rest war ein Kinderspiel gewesen. Mir schien es so, als wäre Etula unter den Strahlen der Sonne zum Leben erwacht. Die Stadt blühte auf, die Geschäfte waren sauber herausgeputzt worden, und viele Inhaber hatten ihre Waren schon nach draußen gestellt, in Erwartung kauflustiger Touristen. Man trug wieder lockere Kleidung. Die jungen Frauen und Mädchen sehr kurz, so daß es für mich eine Augenweide war, ihnen beim Gehen zuzuschauen.

Ich schlenderte durch den Ort, schaute mal hier nach, ging auch in ein Geschäft, kaufte Zigaretten und betrat eine kleine Bar, in der es kühl war und nach Wein roch.

Unter einer Glastheke standen einige Appetithäppchen, die mich hungrig machten.

Ich bestellte Weißwein und einige Schwarzemagenwürfel, die ich in eine grüne Soße tunken mußte. Beides schmeckte hervorragend. Der Wirt, ein temperamentvoller Mann, der zwei Handtücher über seine Schulter gelegt hatte, wollte mir noch frische Tintenfische verkaufen. Ich vertröstete ihn auf ein nächstes Mal.

Dann bekamen wir Besuch. Das heißt, es war ein Beamter der Guardia Civil, der die kleine Bodega betrat und sich neben mich stellte. Ich erkannte ihn sofort. Mit seinem Kollegen hatte er am Ende der Gasse gewartet.

»Was möchtest du trinken?« fragte der Bodegero.

»Wasser.«

»Auch etwas essen?«

»Gib mir Tintenfische.«

»Bekommst du - ist besonders gut heute.«

Ich mußte mich sehr konzentrieren, um die beiden verstehen zu

können. Zum Glück hatte ich mal einige Stunden Spanisch in einem Intensivkurs belegt, so stand ich wenigstens nicht dabei wie der Ochs vor dem Berg.

»Arger, Romero?«

»Kann man wohl sagen.«

»Darfst du reden?«

Der Polizist hob die Schultern. »Eigentlich nicht, aber darüber muß ich sprechen. Es wird sowieso bekannt werden. Der zweite Mord!« flüsterte er.

Der Wirt ging einen Schritt zurück und stieß dabei gegen sein Flaschenregal. »Der... der zweite?« ächzte er. Auf seiner breiten Stirn glitzerten Schweißperlen.

Romero, der Polizist, nickte.

Ich hörte gespannt zu. Im Raum war es ziemlich dunkel. Durch die kleinen Fenster strahlte nur wenig Sonnenlicht. Das Gesicht des Wirts geriet in den Lichtschein einer Messingleuchte. Ich sah die Angst in seinen Augen. Keinen Schrecken, wie man ihn empfindet, wenn man die Nachricht bekommt, daß ein Mord geschehen ist. Nein, das war tatsächlich Angst. Der Mann mußte sich vor irgend etwas fürchten. Romero trank einen Schluck Wasser. »Die Tintenfische nicht. Ich kann jetzt nicht essen.«

»Verständlich.« Der Bodegero nickte. »War es wieder so schlimm wie beim erstenmal?«

»Ja — noch schlimmer sogar.«

»Gehst du heute mit zur Beerdigung?«

»Nein.« Romero senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Wir haben zu tun. Wenn das so weitergeht, müssen wir noch eine Sonderkommission bilden.«

»Habt ihr denn eine Spur?«

»Keine. Das ist ein Irrer. Pablo hat niemandem was getan. Gut, er war schwul, aber was ist das schon?! Wir werden nicht mehr von

Franco regiert.«

»Der Fischhändler war nicht schwul.«

»Eben.« Romero schaute auf seine Uhr. »In einer halben Stunde wird er beerdigt.«

Der Wirt nickte. »Maria bügelt mir die schwarze Jacke auf...«

»Die braucht man selten.«

»Jetzt nicht mehr. Pablo ist der zweite, aber wer wird der dritte Tote sein?«

»Hör auf!« Der Polizist schüttelte sich. Dann schaute er auf seine Uhr.

»Was habe ich zu zahlen?«

»Heute nichts.«

»Danke.« Er tippte gegen seine Mütze und ging.

Der Bodegero schaute zu mir rüber. Auch ich hatte meine Peseten auf den lisch geblättert, um die Rechnung zu begleichen. Sie war nicht sehr hoch. »Es hat zwei Tote hier gegeben?« fragte ich wie beiläufig.

»Ja...«

»Aber keine Touristen - oder?«

»Nein.«

Ich konnte keine weiteren Fragen mehr stellen. Die Ehefrau des Wirts erschien und brachte die schwarze Jacke. Das war ein Stück mit Museumswert. Der Stoff glänzte. Dabei wußte man nicht, ob er so abgeschabt war oder Naturglanz besaß.

»Dann geh auch«, sagte sie. »Ich mache das hier schon.« Die Worte vernahm ich an der Tür, als ich hinaus in den Sonnenschein trat und die dunkle Brille aufsetzte.

Beruflich hatte ich einiges mit Friedhöfen und Beerdigungen zu tun. Man kann schon sagen, daß Friedhöfe zu meinen Spezialitäten gehören. Daß ich im Urlaub freiwillig einer Beerdigung beiwohnen würde, damit hätte ich vor zwei Tagen auch nicht gerechnet. Dabei

hätte ich jetzt schon zum Strand gehen und mich dort sonnen können.

Irgendwie war es für mich einfach nicht zu schaffen, dem gewohnten Trott zu entweichen.

Ich stellte mich in die Deckung eines Lieferwagens und wartete auf den Wirt. Um den Friedhof zu finden, war es am einfachsten, wenn ich ihm folgte.

Er kam aus der Bodega gestürmt, zog seine Jacke glatt und trug den steifen Zylinder noch in der Rechten. Dann marschierte er los. Immer die Straße entlang, bis zu einer Kreuzung, wo es links abging. Nicht zum Strand, sondern zu einem Wäldchen, hinter dem die Umgehungsstraße herführte.

Der Friedhof lag neben dem Wald. Er hatte aus der Entfernung ruhig ausgesehen. Daß dies täuschte, merkte ich erst, als ich ihn betreten hatte. Von der Straße her vernahm ich den Lärm der schnell vorbeifahrenden Autos. Ein wahres Sausen, das fast nie abbrach. Man hatte den kleinen Gottesacker sehr gepflegt. Die Wege waren mit Kies bestreut. Ich sah viele Figuren an den Gräbern stehen. Oftmals sollten sie Heilige darstellen.

Blumen schmückten die Gräber, und eine kleine Leichenhalle war ebenfalls vorhanden.

Einige Einwohner hielten sich vor der dunklen Tür auf. Sie begrüßten den Wirt mit Handschlag.

Ich sah keinen Grund, die Leichenhalle zu betreten, blieb außen stehen, peilte aber durch eines der Fenster in das Innere, wo sich die Trauergäste mittlerweile eingefunden hatten.

Ich konnte den schwarzen Sarg erkennen und die ebenfalls aus schwarzem Holz bestehenden Bankreihen. Sie waren bis auf den letzten Platz besetzt. In der ersten Reihe saßen die Angehörigen und weinten. Ich hatte mir vorgenommen, bei der Beisetzung im Hintergrund zu bleiben. Möglicherweise gelang es mir, bei den Gesprächen etwas Wichtiges aufzuschnappen.

Weiß gestrichene Bänke fielen mir auf. Im Schatten einer schlanken Pinie ließ ich mich auf einer nieder. Die wahre Friedhofsstille konnte mich nicht einhüllen, dafür war der Lärm, der von der Straße herrüberdrang, einfach zu groß.

Ich streckte die Beine aus und schloß die Augen hinter den dunklen Brillengläsern. Irgendwann hörte ich das dünne Bimmeln der Totenglocke.

Auch an gleichmäßig und monoton klingenden Autolärm kann man sich gewöhnen. Ich mußte wohl eingenickt sein, denn ich schreckte regelrecht hoch, als ich plötzlich Schritte hörte, die auf dem Kies knirschten.

Sie kamen von links, wo die Schatten des Gehölzes auf den Weg fielen. Ich schaute in diese Richtung und stand sofort unter Strom!

Welch eine Frau!

Es gibt Männer, die geraten bei jedem Rock ins Schwärmen, bei mir dauerte es immer etwas, bis ich unruhig wurde, aber diese Person, die da über den Weg schlenderte, die war schon ein Klopfer. Das war geballter Sex hoch drei!

Ich bekam eine trockene Kehle und konnte nicht vermeiden, daß ich sie anstarrte wie ein Schüler seine erste Freundin.

Ihr Haar war pechschwarz, lockig und fiel halblang. Diese Farbe sah man nur bei Südländerinnen. Um die Stirn trug sie einen Reif, der sich aus kleinen Metallplättchen zusammensetzte. Sie reflektierten und blendeten, wenn Sonnenstrahlen darauf tupften. Das runde Gesicht wirkte wie von einem Maler gezeichnet. Die Nase war gerade, der Mund voll, die Lippen sinnlich. Blaue Augen, die einen Stich ins Grüne bekommen hatten, schienen mich durchbohren zu wollen. Ich konnte keine Falschheit in diesem Blick erkennen, eher Spott und das Wissen darum, welch einen Eindruck die Person auf die Männerwelt machte. Bekleidet war die Frau mit einer hellroten, sehr weit geschnittenen Hose. Ihr Oberkörper wurde von

einem weißen, locker fallenden Pullover bedeckt. Bei jedem Schritt bewegten sich dort die ungebändigten Hügel ihrer Brüste.

Bemerkte sie mich?

Ich hatte das Gefühl, als würde sie durch mich hindurchschauen. Sie hielt auch nicht an, als sie mit mir auf gleicher Höhe war. Ich aber sagte mit heiserer Stimme: »Buenos tardes...«

Sie nickte mir zu, dann schritt sie weiter. Bei ihr war alles in Bewegung, ohne aber nachzuschwingen und plump zu wirken.

Was suchte eine Person wie diese auf dem Friedhof? Wollte sie der Beerdigung beiwohnen? Jedenfalls hatte sie den Weg zur Leichenhalle eingeschlagen.

Augen können reden. Das stellte ich in diesen Momenten wieder fest. Sie hatte den Kopf gedreht und mich angeschaut. Es war nur ein kurzer Blick gewesen, aber er ging mir unter die Haut. Er traf tief. Das war Verheißung und Verlockung in einem. Sie ging weiter.

Die Unbekannte schritt der Sonne entgegen. Sie schien hineinzutreten in diesen hellen Lichtball, um von ihm aufgesaugt zu werden. Jedenfalls war sie plötzlich verschwunden.

Ich saß auf der Bank, hatte die dunkle Brille abgenommen und rieb mir die Augen.

War die Person eine Halluzination gewesen? Trog mich ein Spukbild?

Ich wußte es selbst nicht. Nein, so weit ging meine Phantasie nun doch nicht.

Sie war echt gewesen, und sie war auch über den Kies geschritten. Das Knirschen hatte ich ja deutlich vernommen. Es mußten also Spuren zu finden sein, deshalb suchte ich den Boden ab.

Es waren keine zu sehen. Der Kies wirkte auch an dieser Stelle wie frisch geharkt.

Ich kam allmählich zu der Überzeugung, ein Phantom gesehen zu haben. Vielleicht war ich tatsächlich urlaubsreif. Da taten mir die

sieben Tage Erholung gut.

Das Quietschen der Leichenhallentür riß mich wieder zurück in die Realität. Verschwunden war der Zauber des Augenblicks, als mich die Fremde passiert hatte.

Ich richtete meinen Blick auf die Tür und sah, daß die Menschen die Leichenhalle verließen. Wenn sie miteinander sprachen, dann sehr leise, so daß ich nichts verstehen konnte.

Meine Gedanken schweiften wieder ab zu der schönen Unbekannten. Sie war mir erschienen wie im Traum, nun war sie auch so verschwunden. Ein Trugbild.

Hatte mich Spaniens Sonne schon so sehr beeinflußt, daß ich jetzt bereits Dinge sah, die es nicht gab? Unsinn! Ich wischte mir über die Augen und war davon überzeugt, die Frau gesehen zu haben. Vielleicht war sie in einem der schmaleren Wege verschwunden, was ich nicht mitbekommen hatte.

Auf der einen Seite die Schönheit, auf der anderen der Tod. Da brauchte ich nur zur Leichenhalle zu blicken, wo die Trauergemeinde stand und auf den Sarg wartete.

Den sah ich noch nicht. Dafür hörte ich die hellen Klänge einer Trompete über die Gräber schmettern. Es war eine Fanfare, und es blieb nicht bei diesem einen Musikinstrument. Posaunen wurden ebenfalls angeblasen, und vier Musiker erschienen vor dem Sarg. Sie blieben auch weiterhin an der Spitze, zusammen mit dem Pfarrer und den beiden Meßdienern. Dann erst folgte der Sarg. Er stand auf einem kleinen Elektroauto mit offener Ladefläche. Früher hatte man die Menschen zur letzten Ruhestätte getragen, was auch heute noch manchmal geschah, besonders in kleinen Dörfern, aber nicht in einem Touristenort wie Etula. Die nächsten Angehörigen des Toten hatten sich hinter dem Sarg versammelt.

Zwei Männer stützen die weinende Witwe. Sie war ganz in Schwarz gekleidet. Von ihrem Gesicht war nicht viel zu sehen, weil

ein Schleier die Züge verdeckte.

Man schritt sehr langsam. Die Musiker spielten unverdrossen. Manchmal klangen auch falsche Töne dazwischen, die wohl nicht nur mir in den Ohren schmerzten.

Der Weg führte sie an meiner Bank vorbei. Ich hatte mich erhoben, um so dem Unbekannten ebenfalls die letzte Ehre zu erweisen. Mich passierten zuerst die Musiker mit ihren schwitzenden Gesichtern. Für sie war es bestimmt kein Spaß, ununterbrochen auf ihren Instrumenten zu spielen. Der Pfarrer war ein alter Mann und sah sehr würdevoll aus. Zusätzlich besaß er einen verklärten Blick.

Die Angehörigen wollte ich nicht unbedingt ansehen, senkte den Blick, hörte das Weinen und schaute erst wieder auf, als die Schritte der übrigen Trauergäste über den Kies knirschten.

Es waren Männer und Frauen aus dem Ort. Die Einheimischen, die den Verstorbenen lange schon gekannt hatten. Blasse Gesichter, zusammengekniffene Lippen, verweinte Augen.

Auch den Bodegero sah ich. Jeder schaute kurz zu mir, als er an mir vorbeiging, auch der Wirt machte da keine Ausnahme. Als sein Blick starr wurde, nickte ich ihm zu.

Er gehörte zu den letzten Mitgliedern der Trauergemeinde. Dann war der Zug vorbei.

Weit gingen sie nicht mehr. Sehr bald schon bogen sie nach rechts in einen schmalen Weg ein, an dessen Ende sich das frische Grab befand, in das der Sarg hineingesteckt werden sollte.

Die Menschen hatten Mühe, sich in der Enge um das Grab zu verteilen. Der Pfarrer hielt noch einmal eine kleine Ansprache. Es tat direkt gut, nicht mehr die Musik hören zu müssen. Ich bin sowieso kein großer Freund von Blechinstrumenten.

Mich hatte es auch nicht auf der Bank gehalten. Die Beerdigung ging mich eigentlich nichts an, auch kannte ich den Verstorbenen nicht, ich hatte ihn noch nicht einmal gesehen, aber ich dachte immer

wieder an den Mord im Hotel del Sol.

Jemand mußte wie eine Bestie getobt haben, und das war auch bei diesem Mord der Fall gewesen, wie ich den flüsternden Gesprächen der etwas abseits stehenden Trauergäste entnehmen konnte.

»Wir müssen gesündigt haben, daß uns so etwas passiert ist«, sagte eine ältere Frau.

»Si, und jetzt der zweite Mord!« Die Worte hatte der Bodegero gesprochen.

»Wie das?«

»Im Hotel del Sol.«

»Nein.«

»Doch.«

Plötzlich hatte sich eine Gruppe um den Wirt gebildet. Man diskutierte und mußte lauter sprechen, weil die Musiker einen allerletzten Gruß über das offene Grab schmetterten.

Der zweite Mord hatte sich bisher noch nicht herumgesprochen gehabt. Das änderte sich jedoch rasch. Die Neugierigen wollten mehr wissen, doch der Wirt konnte ihnen auch nicht viel sagen, nur eben, daß es Pablo erwischt hatte. »Ach der«, sagte eine Frau. »Der ist doch verkehrt herum gewesen.«

»Trotzdem war er ein Mensch«, warf jemand anderer ein. Ich hielt mich aus der Diskussion heraus. Es war nicht meine Sache, über Menschen zu richten.

Außerdem hatte ich genug gesehen und gehört. Ich wußte jetzt ebenfalls, daß sich die Angst über den kleinen Ort am Meer gelegt hatte. Die Menschen zitterten. Ohne es ausgesprochen zu haben, befürchtete jeder, der nächste zu sein.

Ich verließ den kleinen Friedhof als erster und ging zurück in Richtung Hotel.

Natürlich machte ich mir meine Gedanken. Allein daß ich der Beerdigung beigewohnt hatte, war eigentlich ein schlechtes Zeichen

dafür gewesen, daß der Urlaub irgendwie so recht keiner werden würde. Das hatte ich einfach im Gefühl.

Und da irrte ich mich leider selten...

Bis zum Abend passierte nichts mehr, außer daß ich noch Hunger bekam und darauf wartete, das Nachtmahl zu mir nehmen zu können. Gegen 21.00 Uhr betrat ich das Restaurant des Hotels, wo für die Hausgäste natürlich Tische reserviert waren.

Ich hatte einen Platz am Fenster bekommen, konnte in den Innengarten schauen, wo das Licht der Laternen blitzende Reflexe auf die Wellen des Pools warf.

Ich trank Mineralwasser und schaute auf der Karte nach, was man essen konnte und nicht so schwer im Magen lag. Ich entschied mich für eine kleine Fischplatte.

Die würde ich nehmen.

Der Ober kam an den Tisch. Es war ein noch junger Mann, höchstens achtzehn Jahre jung. Sein dunkles Haar war sorgfältig gekämmt, er lächelte freundlich und fragte nach meinen Wünschen.

»Die Fischplatte würde mich interessieren.«

»Sehr wohl, Señor. Und danach?«

»Wie... wie bitte?«

»Es ist eine Vorspeise, Senor!«

Ich lachte ihn an. »Sie haben gut reden. Für mich reicht das.«

»Danke. Ach ja, ich bin übrigens Juan. Wenn Sie Wünsche haben, rufen Sie nach mir.«

»Den Namen kann ich mir merken.«

»Darf ich Ihnen einen Wein empfehlen, oder wollen Sie in der Karte nachschauen?«

»Welchen offenen haben Sie denn?«

Er zählte drei auf.

»Geben Sie mir den weißen Franzosen, der paßt zum Fisch.«

»Gern, Senor.«

Juan verschwand wieder. Er trug ein weißes Jackett und eine schwarze Hose mit scharfen Bügelfalten.

Das Restaurant war so eingerichtet, daß man sich als Gast auch wohl fühlen konnte. Kleine, nicht sehr hohe weiße Mauern teilten den großen Raum so ein, daß die Gäste das Gefühl bekamen, auf keinen Fall in einer dieser Eßhallen zu sitzen, wie man sie aus großen Touristenhotels kennt.

Auf den Tischen lagen weiße Decken. Dazu hellblaue Servietten, die mit den ebenfalls hellblau gestrichenen Rattan-Möbeln harmonierten. Ich war einer der ersten Gäste gewesen. Allmählich füllte sich das Restaurant. Wie ich erkennen konnte, waren es ausschließlich Hotelgäste, die an den Tischen ihre Plätze fanden. Ich saß an einem Zweiertisch. Der andere Stuhl blieb unbesetzt. Niemand setzte sich dort hin. Auch keine alleinstehende Dame, und ich war auch froh darüber.

Juan brachte den Wein. Ich bedankte mich, er lächelte mir freundlich zu und kümmerte sich um die anderen Gäste.

Mein Blick glitt durch das Fenster in den Hof. Längst lag ein dunkler Himmel über dem Land. Das Licht spendeten die Lampen im Garten. Es hielt sich kein Gast mehr im Freien auf, draußen war es um diese Jahreszeit einfach noch zu kühl. Tatsächlich kein Gast?

Eine Frau schritt durch den Garten. Ich erkannte sie, als sie in den Lichtschein einer Laterne geriet. Da stockte mir der Atem!

Es war genau die Frau, die ich auf dem Friedhof gesehen hatte. Jetzt schlenderte sie durch den Garten. Sie trug die gleiche Kleidung, hatte nur wegen der Kühle eine weiße Jacke über die Schultern gelegt. Ich bekam eine trockene Kehle, trank hastig einen Schluck Wein und überlegte, ob es ein Zufall war, daß ich sie wiedersah. So etwas gab es tatsächlich, ich dachte auch nicht mehr länger darüber nach und beobachtete die Person, wie sie sich dem Eingang des Restaurants

näherte. Wohnte sie etwa hier?

Ich war gespannt. Sie mußte dicht an meinem Fenster vorbei, schaute auch durch die Scheibe und hätte mich eigentlich sehen müssen. Ich lächelte ihr zu.

Sie gab mit keiner Regung zu erkennen, daß sie mich erkannt hatte, ging weiter und war aus meinem Blickfeld verschwunden.

Juan kam vorbei.

Ich winkte ihn an meinen Tisch und erkundigte mich, ob er die Frau auch gesehen hatte. »Welche, bitte?«

Ich beschrieb sie.

Juan schaute mich dabei starr an. Dann hob er die Schultern. »Tut mir leid, Señor, ich habe keine Ahnung.«

»Schon gut, danke.«

Juan ging, ich drehte mich auf meinem Stuhl, konnte so in Richtung Eingang schauen und sah sie wieder. Sie hatte soeben das Restaurant betreten.

Aus dieser Szene hätte man einen Werbefilm für irgendein Produkt machen können. Die Gäste hatten sie gesehen, nein, sie erlebten diese Frau. Jeder wollte sie anschauen, dabei spielte es keine Rolle, zu welchem Geschlecht die Menschen gehörten.

Frauen waren ebenso fasziniert wie Männer, und die Unbekannte genoß es, sich in den starren, bewundernden und auch manchmal feindseligen Blicken zu baden.

Ein Oberkellner trat auf sie zu und erkundigte sich nach ihren Wünschen. Klar, die Lady wollte essen.

Der Mann im schwarzen Frack schaute sich um. Bedauernd hob er die Schultern. Es war wohl kein Platz mehr frei, bis er mein Zeichen sah, das knappe Heben der Hand.

Er wandte sich wieder an die Schöne, flüsterte mit ihr und deutete in meine Richtung.

Die blauäugige Person nickte. In meinem Magen wurde der Kloß

noch größer.

Der Oberkellner und die Unbekannte gingen auf meinen Tisch zu, verfolgt von den Blicken der meisten Gäste. Ich hatte mich erhoben, wurde ebenfalls gemustert und bestimmt von den meisten anwesenden männlichen Personen beneidet.

»Senor, diese Dame sucht einen Platz. Macht es Ihnen etwas aus, wenn sie sich zu Ihnen setzt?«

»Überhaupt nicht.«

»Danke«, sagte die Unbekannte, ließ sich den Stuhl zurechtrücken, nahm Platz, dann setzte auch ich mich und hatte nicht vermeiden können, daß ich einen roten Kopf bekam.

Sie lächelte mich an. »Sie haben schon bestellt, Senor?« Ihre Stimme klang sehr leise, war aber gut zu verstehen.

»Si.«

»Ist der Wein auch gut?«

»Für mich ja.«

»Dann nehme ich ihn auch.« Sie bestellte die Karaffe bei Juan, der plötzlich neben ihr stand und sie wie hypnotisiert anschaute.

»Auch schon etwas zu essen?«

»Nein, Juan.«

Der Junge schien sie zu kennen. Er hatte sich bei ihr nicht vorgestellt. Seit diese Frau erschienen war, hatte ich das Gefühl, woanders zu sitzen. Nicht mehr in diesem großen Restaurant, sondern auf einer kleinen Insel, die nur ihr und mir gehörte.

Ich hatte das Gefühl, allmählich hinwegzuschweben, und riß mich zusammen, um wieder auf den Boden der Ta Isachen zurückzukehren. Das war ihr Gesicht.

Ich schaute hinein, es schwebte direkt vor mir. Ich sah die blauen Augen mit dem grünen Schimmer, die so geheimnisvoll leuchten konnten. Sie hob ihr Glas.

Ich tat es ebenfalls mit meinem, dann prosteten wir uns zu, und ich

sagte meinen Namen.

»John Sinclair«, wiederholte sie und spielte mit ihren schlanken Fingern, die von einer sehr hellen Haut umschlossen wurden. »Das hört sich nach England an.«

»Sie haben recht, Señora, ich komme aus London.«

»Sagen Sie nicht Senora, John, so darf ich Sie doch nennen — oder?«

»Ich bitte darum.«

»Ich heiße Lavinia, Lavinia di Luna...«

Sie hatte mir ihren Namen gesagt, und ich war wie vor den Kopf geschlagen. Lavinia di Luna — welch ein Name! Das hörte sich nach Oper an, nach einem Pseudonym für eine Schriftstellerin, nach Musik und der Weite dieses herrlichen Landes.

»Worüber denken Sie nach, John?«

»Über Ihren Namen.«

Sie lachte mich an. »Ist er so schlimm?«

»Nein, genau das Gegenteil. Ich habe selten einen Namen erlebt, der mich derart beeindruckte.«

Sie hob ihre Schulter. Die weiße Jacke hatte sie abgelegt. »Das kann ich mir vorstellen. In Ihrem Land wird wohl kaum jemand so heißen, finde ich.«

»Da haben sie recht.«

Juan brachte den Fisch. Für eine Vorspeise war es verflüxt viel. Für mich war das ein Hauptgericht. Er war auf einer ovalen Silberplatte angerichtet worden. Jeder besaß eine andere Würze. Ich sah Tintenfisch, Sardellen, Scampis, garniert mit neutralen Salatblättern, und freute mich aufs Essen.

Lavinia wünschte mir einen guten Appetit, den ich nicht mehr hatte, weil mich diese Frau so beeindruckte. Wenn ich sie verstohlen beim Essen anschaute, rann mir auch jetzt noch eine Gänsehaut über den Rücken. Hin und wieder traf mich ihr Blick. Das waren fast

Kanonen, so tief erwischten sie mich.

Die Augen, der lächelnde Mund, ich war hingerissen, und sie tat auch nichts, um dem Flirt auszuweichen.

Zwischen den Bissen trank ich einen Schluck Wein.

»Sagen Sie, Lavinia, auf dem Friedhof habe ich Sie zum erstenmal gesehen...«

»Si.«

Gut, daß sie es bestätigt. »Dann sind Sie plötzlich verschwunden.«

Ich hob die Schultern. »Wieso? Was war der Grund?«

»Ich bog ab. Es war der schmale Weg, eine Abkürzung, die nicht jeder kennt.«

»Sie kommen demnach von hier?«

»Das kann man sagen.«

»Und ich hatte Sie als Touristin angesehen.«

»Nein, John, das bin ich nicht. Ich lebe hier und genieße es. Die Sonne, den Strand, es wird eine herrliche Zeit kommen, das kann ich Ihnen versprechen.«

So wie Lavinia das sagte, mußte man ihr einfach glauben. Ich war von dieser Person hingerissen und dachte auch nicht mehr an die beiden Verbrechen.

Sie aß nichts, nippte nur hin und wieder an ihrem Wein, der ihr gut mundete, wie sie mir erklärte. Auch ich hatte mich innerlich wieder beruhigt, leerte die Fischplatte, aß noch eine Scheibe vom bereitliegenden Weißbrot und ließ nur die Salatblätter zurück. Juan kam und erkundigte sich, ob es mir geschmeckt hatte. »Sehr gut«, lobte ich.

»Danke.«

Er begann damit, den Tisch abzuräumen. Dabei stand er näher bei Lavinia als bei mir. Ich sah, wie sie einen Arm ausstreckte. Täuschte ich mich, oder hatte sie ihn tatsächlich gestreichelt? Es war nicht mehr zu erkennen, da sich Juan schwungvoll auf der Stelle drehte und

die benutzten Platten wegbrachte.

Lavinia nahm das Weinglas. Sie schaute mich über den Rand hinweg an. »Wie lange werden Sie bleiben, John?«

»Eine Woche.«

Sie bewegte ihre Augenbrauen. »Das ist nicht sehr viel, finde ich.«

»Da haben Sie recht, aber ich kann leider nicht länger Urlaub machen.«

»Berufliche Gründe?«

»So ist es.«

»Sie sind allein gekommen?«

»Auch das stimmt. Und es gibt bei mir keine Ehefrau, die in London auf mich wartet.«

»Oh«, sagte sie überrascht. »Wie ungewöhnlich.«

»Finden Sie?«

»Si, Männer in Ihrem Alter sind normalerweise verheiratet.«

Ich lachte und breitete die Arme aus. »Ich habe eben noch nicht die richtige gefunden.«

»Das kann passieren.« Sie nahm endlich den Schluck Wein und stellte das Glas wieder ab. Dann wechselte sie das Thema. »Was machen Sie denn beruflich, John?«

Ich winkte ab. »Schrecklich...«

»Wieso?«

»Ich arbeite für den Staat.«

»Dann sind Sie so etwas wie ein Beamter?«

»Genau.«

Plötzlich lachte sie. »Nein, wirklich, so habe ich mir keinen Beamten vorgestellt. Es ist... es ist... einmalig, John. Sie sind Beamter? Wo Sie so locker aussehen?«

»Ein Beamter muß doch nicht verknöchert und staubtrocken sein...«

»Ja, das weiß ich. Ich habe sie auch erlebt. Sie sind oft arrogant und überheblich, dabei sollten sie nie vergessen, wer sie bezahlt.

Pardon...« Ihre Hand bewegte sich über den Tisch und legte sich auf meine Finger. »Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Das haben Sie nicht.« Ich antwortete automatisch und konzentrierte mich dabei auf die Berührung. Ihre Haut war ungewöhnlich kühl und fast trocken. Als hätte sie meine Gedanken geahnt, zog sie ihre Hand rasch wieder zurück.

Juan kam und schenkte Wein nach.

Wir bedankten uns bei ihm, und mir fiel abermals der Blick auf, den Juan Lavinia zusandte und der auch von ihr erwidert wurde. Kannten die beiden sich näher?

Ich wollte es genau wissen und erkundigte mich danach.

»Ach so, natürlich. Ich kenne Juan. Ein jeder kennt ihn, der hier aufgewachsen ist.«

»Sie wohnen demnach direkt in Etula?«

»So ist es.«

»Darf ich erfahren, wo genau?«

»Am Ende des Ortes.« Mehr sagte sie zu diesem Thema nicht, hob ihr Glas an und wollte abermals einen Schluck trinken. Den Mund hielt sie halb geöffnet.

Lavinia besaß wunderbare Lippen. Feingeschwungen, beinahe wie gemalt aussehend. Sie waren nur leicht geschminkt. Mit einem etwas bläulich schimmernden Kot, das irgendwie zu ihren Augen paßte. Plötzlich schimmerte etwas zwischen den Lippen. Eine dunkle Spitze, nicht die Zunge. Ich hatte den Eindruck, ein schwarzer Wurm würde aus ihrem Mund kriechen.

Auch Lavinia hatte es bemerkt. Sie drehte den Kopf, räusperte sich und preßte die Hand vor den Mund. Dann hustete sie einige Male, bevor sie sich wieder normal hinsetzte.

»Entschuldigen Sie«, sagte Lavinia, »aber...«

»Geht es Ihnen nicht gut?«

»Doch, jetzt wieder. Es ist die Erkältung, wissen Sie. Ich habe sie

wohl noch nicht überwunden.«

Ich wollte sie auf den wurmähnlichen Gegenstand ansprechen, der zwischen den Lippen hervorgekrochen war, konnte mich dazu allerdings nicht überwinden.

Vielleicht hatte ich mir die Sache auch nur eingebildet. Lavinia di Luna wirkte in den folgenden Sekunden auf mich ein wenig verlegen. Sie strich mit beiden Händen die Tischdecke glatt, wo eigentlich gar nichts glattzustreichen war. Dann spielte sie mit ihrem Glas, hob die Schultern und lächelte etwas verlegen.

»Ich glaube, John, ich bin heute abend keine gute Gesellschafterin für Sie.«

Ich protestierte. »Wie können Sie das behaupten...«

»Hören Sie auf, John, das weiß ich genau. Wie lange sind Sie noch in Etula?«

»Eine knappe Woche.«

»Wunderbar. Dann werden wir uns bestimmt noch einige Male sehen. Ich fühle mich wirklich nicht wohl und möchte gehen.«

»Soll ich Sie nach Hause bringen?«

»Ich bitte Sie, nein. Der Weg macht mir nichts aus. Die frische Luft wird mir zudem guttun.«

»Aber...«

»Nichts aber, John. Wir werden uns morgen bestimmt wiedersehen.«

»Wann?«

Sie lächelte geheimnisvoll. »Überlassen wir es doch dem Zufall, John. Er geht oft genug denkwürdige Wege. Wie heute.« Im Sitzen schob sie den Stuhl zurück, um sich zu erheben.

Auch ich stand auf, blieb neben dem Tisch stehen und bekam mit, daß wir wieder beobachtet wurden.

Die meisten Gäste warteten darauf, daß wir gemeinsam das Lokal verließen.

Ein Irrtum ihrerseits. Ich half Lavinia in die Jacke, und sie verabschiedete sich von mir mit zwei gehauchten Wangenküssen. Bei der Berührung kitzelten ihre Lippen über meine Haut.

Oder war es etwas anderes?

»Bis morgen«, sagte sie, hob die Hand zum Gruß und ging dem Ausgang entgegen.

Ich blieb noch so lange stehen, bis ich sie nicht mehr sah. Danan setzte ich mich hastig wieder hin, weil ich mir vorkam wie auf dem Präsentierteller.

Juan kam zu mir. »Noch einen Wein, Señor?«

»Ja, bitte.« Tief atmete ich durch, griff in die Tasche und holte Zigaretten hervor. Ich spielte mit der goldenen Packung, bevor ich die Klappe öffnete und ein Stäbchen hervornahm.

Beim Rauchen dachte ich über Lavinia di Luna nach. Ich wurde aus ihr einfach nicht schlau. Sie erinnerte mich an eine Person, in der zwei steckten.

Sie war eine geballte Ladung an Sex, und gleichzeitig spielte sie die Unschuld fast perfekt. Da brauchte sie mich nur mit ihren großen, blauen Augen anzuschauen.

Sie hatte mich nach persönlichen Dingen ausgefragt, selbst aber wenig von sich preisgegeben.

So wußte ich nicht, wo sie genau wohnte und wie sie ihren Lebensunterhalt verdiente.

Vielleicht konnte mir da Juan helfen, der soeben den bestellten Wein brachte.

»Sie kennen Lavinia di Luna?« fragte ich ihn.

»Si, Señor.«

»Wohnt sie hier in Etula?«

»Auch das.«

»Was macht sie hier?«

Juan schenkte ein und hob gleichzeitig die Schultern. »Es tut mir

leid, Señor, ich habe keine Ahnung.«

Ich merkte sehr wohl, daß er nicht bereit war, mir noch weitere Fragen zu beantworten. Wenig später bat ich um die Rechnung.

»Sofort, Señor.«

Er ging wieder weg. Ich schaute in den Qualm meiner Zigarette und hing den Gedanken nach.

Irgendwie war mir Lavinia di Luna zwar nicht gerade unheimlich, aber als normal konnte ich sie auch nicht einstufen. Diese Frau gab mir nicht nur Rätsel auf, sie war ein Ratsei. Ich lächelte, als ich daran dachte, daß ich noch einige Tage Zeit hatte, um das Rätsel zu lösen. Beim Ausdrücken der Zigarette fiel mein Blick auf die weiße Tischdecke und auch dorthin, wo Lavinia gesessen hatte.

Genau an der Stelle fiel mir etwas auf. Es waren dunklere Flecken, die leicht verwaschen aussahen, so als hätte jemand versucht, rote Tinte aus dem Stoff zu entfernen und es nicht ganz geschafft. Waren die Flecken vorhin schon gewesen?

Ich beugte mich über den Tisch und strich mit der Fingerkuppe darüber. Es fühlte sich feucht an.

Ich dachte nicht nur an Tinte. Eine andere rote Flüssigkeit kam mir automatisch in den Sinn.

Blut!

Konnte es Blut sein? Wenn ja, dann mußte dieses Blut von Lavinia di Luna stammen.

Juans Schatten fiel über meine Hand. Der Kellner war gekommen, um die Rechnung zu bringen. Ich zahlte den Betrag und legte ein Trinkgeld drauf. Juan bedankte sich und wollte gehen.

»Moment noch, bitte.«

Er schaute mich fragend an und sah, wie ich mit dem rechten Zeigefinger auf die Flecken deutete. »Was kann das sein?«

Er hob die Schultern, bevor er zögernd fragte: »Vielleicht Wein?«

»Nein, wir haben keinen Rotwein zu uns genommen. Ich denke an

etwas anderes. Blut...«

Juan atmete scharf durch die Nase. »Das glaube ich nicht, Señor. Nein, wer sollte denn...«

»Lavinia di Luna, zum Beispiel.« Bei dieser Antwort hatte ich ihn angeschaut und merkte auch die Unruhe in seinem Gesicht. Seine Mundwinkel zuckten, er war nervös geworden und schüttelte trotzdem den Kopf.

»Ich habe keine Erklärung.«

»Okay, es kann auch Tinte sein. Danke sehr.«

»Si, Señor...«

Er ging schnell weg. Ich schaute ihm nach und hob mein frisch gefülltes Weinglas an. Der Weiße gehörte zwar nicht zu den kräftigen Weinen, doch ich hatte einiges von ihm getrunken und merkte seine Wirkung schon. Was sollte es? Ich brauchte nicht mehr zu fahren, nur hochgehen und mich ins Bett legen.

Allein blieb ich auch weiterhin am Tisch sitzen und dachte über Lavinia di Luna nach. So sehr ich mich auch quälte und gedanklich bewegte, ich kam zu keinem Ergebnis. Diese Frau war und blieb für mich auch weiterhin ein Rätsel.

Ein Rest schimmere noch in der schlanken Karaffe. Man soll nichts umkommen lassen, dachte ich und füllte mein Glas noch einmal bis zur Hälfte. Es war der berühmte Absacker. Ich rauchte noch eine zweite Zigarette und beschäftigte mich gedanklich weiterhin mit meiner neuen Bekanntschaft.

Dabei dachte ich auch an meine Freunde in London.

Wenn mich Bill Conolly so erlebt hätte, der wäre aus dem Lachen nicht mehr herausgekommen. Suko ebenfalls, und Glenda wäre sauer gewesen, Jane Collins natürlich auch. Sie waren weit weg, ich machte Urlaub und nahm den letzten Schluck Wein auf die noch vor mir liegenden Tage.

Einige Minuten später drückte ich die Zigarette aus und erhob mich.

Beim Aufstehen stellte ich fest, daß ich so ganz nüchtern nicht mehr war. Zumindest hätte ich mich nicht mehr ans Steuer gesetzt. Mit sehr langsamen Schritten bewegte ich mich auf die Hotelhalle zu. Die Ober grüßten freundlich, manch schadenfroher Blick begleitete mich, weil viele sich daran ergötzen, daß ich es nicht geschafft hatte, meine neue Bekanntschaft mit auf das Zimmer zu nehmen. Es waren nicht nur Männer, die mir schadenfroh hinterherschauten. Den Zimmerschlüssel bekam ich an der Rezeption.

»Buenas noches, Senor Sinclair«, wünschte man mir. Ich grüßte zurück und stieg gähmend die Stufen der breiten Treppe hoch. Es war noch nicht sehr spät, eine Stunde vor Mitternacht, dennoch spürte ich eine bleierne Müdigkeit. Das lag nicht allein am genossenen Wein, auch der Reisetag war anstrengend gewesen.

Mein Zimmer war für die Nacht hergerichtet. Man hatte das Bett aufgeschlagen, eine kleine Lampe brannte, die Tür zum Balkon stand offen. Die frische Luft wehte die Gardinen wie lange Schals in den Raum hinein.

Ich ging noch einmal auf den Balkon.

Dort sah ich die Flecken wieder. Dunkle Spritzer auf den ziemlich hellen Steinen.

Wieder fühlte ich nach und stellte fest, daß feuchte Flecken an der Kuppe zurückblieben.

»Unsinn«, flüsterte ich, »du spinnst mal wieder.« Ich ging zurück in das Zimmer, schloß die Tür von innen, zog mich aus, legte mich ins Bett und schlief sofort ein. Allerdings nicht traumlos.

Im Traum erschien mir Lavinia di Luna. Sie entstieg einem Meer von Blut...

Esmeralda stöhnte auf, als sie den schweren Wäschekorb endlich die Treppe hochgetragen hatte. Dann verfluchte sie ihren Neffen, der diese Arbeit eigentlich hätte machen sollen. Er hätte am Morgen Zeit

genug gehabt, den schweren Korb mit der feuchten Wäsche zu schleppen. Jetzt war es nicht mehr möglich, weil er arbeitete. Esmeralda Pinosa war im Prinzip froh, daß der Junge eine Arbeit bekommen hatte. Nicht alle hatten dieses Glück. Viele blieben ohne Job und schlugen sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, wobei hin und wieder auch Diebstähle nicht ausblieben.

Der Dachboden des Hauses konnte als solcher kaum bezeichnet werden. Er war sehr schmal, hinzu kamen die schrägen Wände, aber es gab zwei Fenster, die sich gegenüberlagen. Bei Durchzug trocknete die Wäsche rasch.

Esmerald hatte zwei Leinen gespannt. Sie begann damit, die Wäsche aufzuhängen. Die trübe Deckenbirne gab nicht viel Licht. Draußen war es längst dunkel geworden. Aus dem Landesinneren wehte der Wind. Er brachte den Geruch von Blüten mit, und die korpulente Frau hoffte, daß etwas von diesem Duft auch in der Wäsche zurückblieb. Es waren ihre und die Sachen ihres Neffen, die sie zuerst aufhängte. Auf die zweite Leine kamen die Betttücher und Kopfkissenlaken, und sie wunderte sich dabei über die roten Flecken, die das Waschpulver nicht gänzlich hatte entfernen können, obwohl die Werbung für dieses Produkt stets davon sprach.

»Das ist doch Blut«, sagte sie, stampfte mit dem Fuß auf und überlegte, woher es kommen könnte.

Das Kopfkissen gehörte zu Juans Bettwäsche. Hatte er vielleicht Nasenbluten gehabt? Das war möglich. Das hätte er ihr auch sagen können, aber in der letzten Zeit war der Junge einfach zu verschlossen. Als schleppte er Probleme mit sich herum. Wenn er darauf angesprochen wurde, reagierte er ziemlich barsch und abweisend. Möglicherweise hing es auch mit dieser Frau zusammen, die den Jungen besucht hatte.

Ein Rasseweib, das mußte selbst Esmeralda anerkennen. Und sie war mit Juan umgesprungen, als wäre er ihr Liebhaber.

Die Tante mußte eingestehen, daß der Junge im letzten Jahr eine rasante Entwicklung durchgemacht hatte. Er war sehr gewachsen und wirkte älter, als er tatsächlich war, schon ein junger, auch hübscher Mann, hinter dem die Mädchen verstohlen herschauten. Diese Frau war nichts für ihn. Esmeralda hatte ja nichts gesagt, als die beiden in Juans Zimmer verschwunden waren, doch sie würde es beim nächstenmal nicht mehr zulassen.

Er kannte sie ja kaum.

Und dann diese Blutflecken in der Wäsche. Nein, das paßte ihr überhaupt nicht.

Sie hängte noch die letzten beiden Laken auf, als sie plötzlich Tritte auf der Holzterrappe vor der Speichertür hörte. Da kam jemand. Esmeralda wunderte sich. Juan konnte es nicht sein, der hatte noch länger im Hotel del Sol zu tun. Es sei denn, dieser Gómez hätte ihn entlassen. Zuzutrauen war ihm so etwas.

Esmeralda wollte die Tür öffnen, um nachzuschauen, als sie bereits von außen aufgestoßen wurde und die Frau zurück mußte, um nicht erwischt zu werden.

Auf der Schwelle stand nicht Juan, sondern die Frau, mit der er in seinem Zimmer gewesen war. Bei ihrem Anblick schoß Esmeralda Finos das Blut in den Kopf. Sie hatte keine Lust, mit dieser Person zu diskutieren, und wollte sie wegschicken. Das war nicht so einfach, denn Lavinia di Luna betrat den engen Speicher und schloß die Tür hinter sich.

»Was wollen Sie?« fuhr Esmeralda sie an.

»Mit Ihnen sprechen.«

»Nein.«

»Aber Señora...« Lavinia lächelte. »Wenn ich etwas will, dann lasse ich mich davon nicht abbringen.«

Esmeralda streckte einen Arm aus und wies mit dem Zeigefinger gegen die Tür. »Verlassen Sie sofort mein Haus«, sagte sie. »Bitte,

Sie sollen verschwinden.«

»Ich bleibe!«

Das war der guten Señora Pinosa noch nicht passiert. Diese Unverschämtheit verschlug ihr die Sprache. Sie holte hektisch Luft und rang nach Worten. »Mein... mein Neffe ist nicht da!« sagte sie. »Er ist im Hotel und...«

»Das weiß ich.« Lavinia ging vor und strich mit ihren Händen an den Bettlaken entlang. Da hatte sie voll ins Fettnäpfchen getreten.

»Was erlauben Sie sich?« schrie Esmeralda sie an. »Die Laken sind frisch gewaschen. Sie sind wohl wahnsinnig geworden.«

Lavinia hob beide Hände. »Oh, ich entschuldige mich vielmals.« Zwei Schritte ging sie zurück, »aber ich muß mit Ihnen sprechen. Señora Pinosa.«

»Ich nicht mit Ihnen.«

»Doch, Sie hören mir zu!« Die Stimme der Frau hatte einen anderen Klang bekommen. Er war viel härter und schärfer geworden, so daß Esmeralda erschrak.

»Wie reden Sie überhaupt mit mir?«

»Es geht um Juan.«

»Das habe ich mir gedacht. Von mir wollen Sie ja nichts, aber von dem jungen, den machen Sie fertig, den wollen Sie verführen, Sie... Sie Hexe, Sie...«

»Hexe?« Lavinia di Luna lachte. »Das Wort ist gut. Es gefällt mir sogar, wirklich.«

Esmeralda kam in Form. Ihre Augen blitzten, das Gesicht war rot angelaufen. »Ich könnte noch schlimmere Dinge zu Ihnen sagen.«

»Dann tun Sie es.«

»Nein, der Anstand verbietet es mir. Ich habe mir im Leben nichts zuschulden kommen lassen und habe auch versucht, Juan eine Erziehung und eine Heimat zu geben. Aber nicht für den Preis, daß eine Frau wie sie kommt und den Jungen aus einer Laune heraus als

Spielzeug benutzt. Jetzt wissen Sie, was ich meine.«

»Als Spielzeug?« erwiderte Lavinia lachend. »Nein, Señora, da irren Sie sich gewaltig.«

»Als was dann?«

»Ich bin Ihrem Neffen dankbar.«

»Hohoho...« Sie schüttelte den Kopf. »Meinem Neffen dankbar. Für was denn?«

»Das würden Sie nicht verstehen. Es geht außerdem nur uns beide etwas an.«

»Solange der Junge in meinem Haus lebt, habe ich über ihn zu bestimmen. Merken Sie sich das.«

»Ich glaube nicht.«

»Doch!«

Lavinia di Luna schaute die Frau aus ihren blauen Augen an. In den Pupillen lag eine eisige Kälte. »Dann sind Sie nicht bereit, mit mir zu kooperieren?«

»Auf keinen Fall!«

»Schade.« Lavinia hob die Schultern. »Es ist wirklich schade.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Für Juan jedenfalls wäre es besser, viel besser sogar.«

»Da irren Sie sich, Señora. Jetzt müssen Sie auch die Folgen dessen tragen, was Sie mir eben gesagt haben.«

»Welche Folgen?« fragte Esmeralda spöttisch.

»Sie werden sehen.« Lavinia di Luna spreizte ihren rechten Arm an und die Finger der Hand in die unmittelbare Nähe eines Wäschelakens, das sie einen Moment später berührte.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen das...« Esmeralda sprach nicht mehr weiter. Sie konnte nur starren, staunen und war wie vor den Kopf geschlagen.

Die dunkelhaarige Frau dachte nicht im Traum daran, ihrem Wunsch nachzukommen. Im Gegenteil, sie hob den rechten Arm, fuhr

mit den Fingerkuppen über das Laken und hinterließ rote, lange, dünne Streifen. Blutfäden...

Sie zeichnete ein schauriges Muster auf das Weiß des Lakens. Die Striche liefen schräg von oben nach unten. Da Lavinia sich nicht tief bücken wollte, setzte sie beim zweiten Laken die Hand erneut an einer hohen Stelle an.

Und wieder zeichnete sie das Muster...

Esmeralda Pinosa konnte nicht sprechen. Das Blut schien aus den Fingerkuppen der Frau zu strömen, und es hörte einfach nicht auf. »Was... was ist das?«

»Blut, Señora, mein Blut...« Sie lächelte kalt und ging mit einem forschenden Schritt auf Esmeralda zu. Sie blieb so dicht vor ihr stehen, daß sie sich fast berührten. »Nun?«

»Was wollen Sie?«

»Juan will ich. Ich habe ihn auch schon.« Sie berührte die linke Wange der schreckensstarrten Frau. Auch dort hinterließ sie ihre Spuren. Das war nicht alles.

Plötzlich packte sie zu. Ihr Gesicht veränderte sich, und Esmeralda Pinosa erlebte das Grauen.

Sie sah, daß sich die Person vor ihr veränderte, aber sie konnte es nicht fassen.

Dann wurde sie zu Boden gedrückt.

Die nächsten Sekunden wurden zu einer Hölle. Lavinia di Luna zeigte ihr wahres Gesicht.

Das war mehr als furchtbar...

Irgendwann erstarb jeder Laut auf diesem kleinen Speicherraum. Erst später, Mitternacht war schon vorüber, erklangen wieder Schritte auf der Treppe.

Sie gingen von oben nach unten, durchquerten anschließend die Räume im Parterre, dann wurde die Haustür vorsichtig geöffnet. Ein kurzer Blick nach links und rechts. Die Luft war rein.

Ein heimlicher Beobachter hätte sehen können, daß zwei Personen das Haus verließen.

Die eine ging normal, die andere jedoch lag über der Schulter der normal Laufenden, und sie bewegte sich nicht mehr, das hatten Tote so an sich...

Ich hatte wunderbar geschlafen und wurde von einer herrlichen Morgensonne geweckt. Der Wein hatte bei mir auch keinen dicken Kopf hinterlassen, und den wirklich letzten Rest von Müdigkeit vertrieb eine Fünf-Minuten-Dusche.

Mir die Haare abtrocknend, betrat ich den Balkon, atmete tief durch und freute mich über die Strahlen der Sonne, die das Land mit einem goldenen Glanz betupften. Selbst die braungrauen Felsen sahen nicht mehr so häßlich aus.

»Wenn Engel reisen, lacht der Himmel«, sprach ich zu mir selbst, ging zurück in das Zimmer und zog leichte Kleidung an. Unter der Dusche hatte ich mir die Gestaltung des Tages überlegt und war zu dem Entschluß gekommen, zum Strand zu gehen, mich dort hinzulegen und ein kräftiges Sonnenbad zu nehmen.

Schließlich sollten die Freunde in London neidisch werden, wenn ich zurückkam und die Bleichgesichter auslachte.

Natürlich war mir auch der Gedanke an Lavinia di Luna gekommen. Für einen Traum hielt ich es nun nicht mehr. Diese Frau, so herrlich sie war, gab mir Rätsel auf. Möglicherweise gelang es mir noch an diesem Tag, das Rätsel zu lösen.

Sehr gut gelaunt machte ich mich auf den Weg nach unten, wo das Frühstück in Form eines Büffets gereicht wurde. Bevor ich überhaupt etwas nahm, schaute ich mir die aufgebauten Köstlichkeiten an. Das begann bei verschiedenen Säften, daneben standen die Konfitüren, die Eier wurden von einer Lampe warmgehalten, ich sah Fleisch, Fisch, verschiedene Brotsorten, auch

Salate, Süßspeisen sowie Obst und Kompotte.

Wer hier nichts fand, war selbst schuld.

Ein Ober stand in der Nähe an einem kleinen Tischofen und briet Spiegeleier auf Bestellung. Den knusprigen Speck dazu bereitete er gleich mit vor.

Ich bestellte bei einem Kollegen Tee und füllte ein hohes Glas mit Orangensaft, das ich auf meinen Platz stellte. Als ich an das Büffet zurückkehrte, stand dort eine blonde, hochgewachsene Frau, die ihre Flut an Haaren durch ein rotes Stirnband gebändigt hatte und ansonsten ihren Tennisdreß trug.

Ich hatte sie am gestrigen Abend schon im Restaurant gesehen. Sie war Alleinreisende.

»Können Sie sich auch nicht entscheiden?« sprach sie mich auf deutsch an.

»Es ist schwer.« Ich redete in der gleichen Sprache.

»Dann machen Sie doch einen Vorschlag.«

»Nun ja, ich entscheide mich für Hörnchen, Brötchen, etwas Schwarzbrot...«

»Hören Sie auf, bitte. Ich will mich ja nicht mästen.«

»Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.« Ich nahm die ausgesuchten Köstlichkeiten und legte sie auf einen Teller, den ich ebenfalls zum Tisch brachte.

Bei einem weiteren Gang holte ich Käse, Konfitüre und auch einige Putenfleischscheiben. Auf Eier wollte ich an diesem Morgen verzichten. Man sollte sich den Magen nicht zu sehr vollstopfen. Die Blonde hatte sich so gesetzt, daß sie mich während des Frühstücks beobachten konnte. Hin und wieder schaute sie lächelnd zu mir herüber. Ich grinste nur schief zurück, die Frau war nicht mein Typ. Sie wirkte mir irgendwie zu männlich.

Eine Stunde verging, dann war ich satt. Die Morgenzigarette schmeckte mirebenfalls, und als Vitaminstößchen trank ich noch ein

zweites Glas Saft leer.

Die Blonde kam, als sie ebenfalls gesättigt war, an meinen Tisch.
»Sie spielen nicht zufällig Tennis?«

Ich hatte mich erhoben. »Das tut mir leid, aber da müssen Sie sich einen anderen Partner aussuchen.«

»Entschuldigen Sie, es war nur eine Frage.«

»Bitte.« Ich setzte mich erst gar nicht mehr hin und schaute der Blonden nach, wie sie davonging.

Ich hatte bei meiner Arbeit genügend Sport, ohne mich auch noch im Urlaub damit beschäftigen zu müssen.

Der Strand war mir jetzt wichtiger.

In der Halle lief mir der Hotelbesitzer über den Weg. Er sah käsig aus und war mit seinen Nerven am Ende. Der Tod seines Freundes hatte ihn tief getroffen.

Bevorich ihn ansprechen konnte, war er schon hinter der Tür zu seinen Privaträumen verschwunden. Ich verstand, daß er mit niemandem reden wollte, und erkundigte mich nach dem Weg zum Strand. Ein freundlicher junger Mann beschrieb ihn mir. Ich bedankte mich und nahm die leichte Flugasche hoch, in die ich eine Decke gepackt hatte.

»Sehor«, rief man mir nach. »Wenn Sie Ruhe haben wollen, klettern Sie einmal über die Felsnase. Dahinter finden Sie ein herrliches Fleckchen Erde.«

»Danke für den Tip.«

Die herrliche Sonne hatte Leben nach Etula gebracht. Auf der Straße herrschte viel Betrieb, und nicht nur Fahrzeuge waren unterwegs, auch zahlreiche Menschen, die den Geschäften einen Besuch abstatteten, sich umschaute, etwas kauften oder nur prüften, aber irgendwie blieb immer was hängen.

Ich hatte den schmalen Weg zum Strand gefunden und war tatsächlich nicht der einzige. Schon jetzt war ich dankbar für den Tip

mit der Felsnase.

Der Strand lag in einer kleinen Bucht, die zum Wasser hin wie eine Muschel geöffnet war. Der blaue Himmel, Sonnenschein, auch klares Wasser und ein feinkörniger Sand ließen bei mir ebenfalls die rechte Urlaubsfreude aufkommen.

Einige Sonnenschirme waren bereits aufgespannt worden. Ganz Mutige warfen sich den weißen Gischtwellen entgegen, die am Strand ausliefen. Dort wollte ich nicht hin. Die Felsnase, von der im Hotel gesprochen worden war, lag links von mir und war tatsächlich nicht zu übersehen. Es bereitete mir auch keine Schwierigkeiten, sie zu überklettern, da ich gutes Schuhwerk trug. Auf dem Kamm der Nase mußte ich achtgeben und mich abstützen. Danach konnte ich den Weg bequem fortsetzen und stieg in die treppenförmig angelegten Spalten.

Man hatte mich wahrlich nicht angelogen. Dieses kleine Fleckchen Strand schien der liebe Gott in einer seiner besten Stunden erschaffen zu haben. Es war abgeschirmt, bedeckt mit hellem Sand. Aus dem Wasserschäumen noch einzelne Felsnasen, gegen die Wellen anrollten und gebrochen wurden, wobei sie sich in lange Gischtfontänen verwandelten. Es gab noch einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Vorteil. Niemand außer mir teilte diesen Flecken Strand. Ich konnte mich so benehmen, wie ich wollte. Hier konnte ich mir in aller Ruhe die nötige Urlaubsbräune holen.

Ich warf die leichte Tasche in den Sand, zog den Reißverschluß auf, holte die Decke hervor und breitete sie aus.

Bis auf die Badehose zog ich mich aus und rieb sicherheitshalber meinen Oberkörper mit einem Sonnenöl ein. Die Sonnenbrände im Frühjahr waren nicht zu unterschätzen.

Die dunkle Brille setzte ich ebenfalls auf. Dann legte ich mich auf den Rücken.

Hinter den Brillengläsern schloß ich die Augen. Ich wollte Ruhe

haben und einfach zuhören, wie die Wellen gegen den Strand liefen und auch von den im Weg stehenden Felsen gebrochen wurden.

Es war ein herrliches Gefühl, einmal nichts tun zu müssen, sich einfach treiben zu lassen, doch die Gedanken arbeiteten weiter, so sehr ich mich auch bemühte, sie abzustellen.

Ich beschäftigte mich mit den beiden Morden. Dabei kam mir seltsamerweise stets Lavinia di Luna in den Sinn. Die Verbrechen und die rätselhafte Frau hatten mich am gestrigen Tag so stark beeindruckt, daß ich einfach nicht abschalten konnte.

Manchmal hörte ich das Kreischen der Vögel, die hoch über mir kreisten. Auch sie schienen sich zu freuen, daß endlich wieder die Sonne schien und den Winter vertrieben hatte.

Sie besaß schon Kraft, das merkte ich sehr deutlich. Mein Oberkörper war heiß geworden. Nur gut, daß ich mich eingeeölt hatte. Etwas prallte auf meine Brust. Feine Sandkörner, die vom Wind hochgetrieben worden waren. So dachte ich, aber ich wurde stets an der gleichen Stelle erwischt.

Dann hörte ich hinter mir eine Stimme. »Ist auf der Decke noch Platz für mich, John?«

Lavinia di Luna hatte die Frage gestellt!

Ich blieb für einen Moment starr liegen und überlegte, ob ich träumte oder nicht.

Nein, das war kein Traum, und es war auch nicht der berühmte Zufall, von dem sie gestern Abend gesprochen hatte. Lavinia war bewußt zu mir gekommen.

Diese Tatsache ließ mein Herz schneller klopfen.

Ich stemmte mich hoch, drehte mich um und stand auf. Lächelnd stand sie vor mir. Sie trug auch wieder das Stirnband aus Metallplättchen. Ein dünnes T-Shirt aus weißem Leinen fiel locker über ihren Oberkörper und ließ trotzdem ahnen, daß sich unter dem

Stoff etwas Hochexplosives verbarg.

Sie trug lange Bermuda-Shorts und hielt einen Picknickkorb in der Rechten.

Der Hals einer Weinflasche ragte hervor. Die anderen Sachen wurden von einem karierten Luch verdeckt.

»Für Sie ist doch immer Platz, Lavinia.« Ich streckte ihr meine Hand entgegen, die sie gern nahm. »Ich freue mich wahnsinnig, daß Sie gekommen sind. Wie die Zufälle doch so spielen.«

»Ja«, erwiderte sie lächelnd und schaute mich dabei mit einem verhangenen Blick an.

Ich deutete auf meine Decke. »Bitte, Sie gehört Ihnen.«

Wind fuhr durch ihr Haar. Er spielte auch mit dem Metallband und ließ die Plättchen leise klirren. »Nein, John, nicht so. Hast du etwas dagegen, wenn ich mich ausziehe?«

»Bitte. Du kannst tun und lassen, was du willst.« Wir waren zum lockeren Du übergegangen.

»Danke.« Sie drehte mir den Rücken zu, als würde sie sich schämen, und schleuderte zuerst ihre Sandalen von den Füßen. Dann öffnete sie den Gürtel der knielangen Hose, bewegte sich in den Hüften und streifte das Kleidungsstück nach unten.

Sie machte es so gekonnt wie eine Stripperin. Wahrscheinlich extra für mich.

Was sie darunter trug, war so knapp, daß man es als Tanga bezeichnen konnte. Ich sah einen Rücken und dazu einen verlängerten, der mich an die Girls von Rio erinnerte, wenn diese über den Strand schritten. Zuletzt streifte sie das Oberteil ab.

Ich hatte es geahnt, sie trug keinen BH. Lässig schleuderte sie das Oberteil in den Sand und drehte sich völlig natürlich um. Ich hielt die Luft an.

Fast nackt stand sie vor mir, Nur ein leuchtendes rotes Dreieck bedeckte ihre Scham.

Es war schon eine Wucht, sie anzusehen. Meine Blicke glitten über ihren Körper, und ich war hingerissen. Lavinia besaß eine wunderbare Figur. Die beiden hochangesetzten Brüste waren voll und nicht zu klein. Ich konnte auch erkennen, daß die Spitzen leicht aufgerichtet waren, als ein kühler Windzug über ihren Körper strich.

Sie lächelte mich kokett an. »Gefalle ich dir, John?«

»Das fragst du noch?«

»Hätte ja sein können.« Sie lachte plötzlich. »Das hast du dir doch schon gestern abend gewünscht oder nicht?«

»Ja und nein.«

»Wie...?«

»Schon auf dem Friedhof, als wir uns zum erstenmal begegneten«, erklärte ich.

»Du bist mir vielleicht einer«, lachte sie und rannte plötzlich an mir vorbei.

»Wo willst du denn hin?«

»Ins Wasser. Lege ein Handtuch bereit, wenn ich zurückkomme.« Sie sprang in die Wellen, die sie packten, anhoben und wieder auf den Strand schleudern wollten, doch Lavinia kämpfte sich durch, tauchte, schwamm und erschien dicht vor einem der strandnahen Felsen, den sie erkletterte und mir von dort aus lachend zuwinkte. Ich glaubte, ein Märchen zu erleben. Das konnte nicht wahr sein. Da kam ich aus London angeflogen, und die schönste Frau des Ortes machte mich an. Verrückt! Soviel Glück gibt es nicht. Okay, wenn ich ein Filmstar gewesen wäre, hätte ich das verstehen können, aber als kleiner Beamter! Das wollte mir einfach nicht in den Kopf und hinterließ auch so etwas Mißtrauen.

Sie blieb auf dem Felsen sitzen. Hätte sie langes und blondes Haar besessen, wäre mir eine alte Legende aus Germany in den Sinn gekommen. Sie nahm das Stirnband ab und winkte mir damit zu. Sonnenstrahlen tupften gegen das Metall und ließen es glänzen wie

zahlreiche Spiegel.

Ich winkte zurück und fragte mich, ob ich auch zu ihr hinschwimmen sollte.

Lavinia streckte sich auf dem Felsen aus. Sie räkelte sich wie eine träge Schlange in der Sonne und bot ihren fast nackten Körper den Strahlen dar.

Möglicherweise erregte sie es, ich hatte keine Ahnung und wurde nur von ihrer nächsten Reaktion überrascht, denn sie sprang blitzschnell in die Höhe, reckte auch die Arme hoch und tauchte zurück in das gischtschäumende und dennoch klare Wasser.

Diese Handlung nahm mir die Entscheidung ab, ins Meer gehen zu müssen. Ihr Kopf erschien zwischen den hellen Streifen der Wellenbrandung. Sie ließ sich von ihnen tragen, sie kraulte dem Ufer entgegen und hatte ihren Körper gestreckt.

Wenig später konnte sie schon laufen. Ich hörte ihr Lachen, dann rollte eine Welle heran, packte sie und schleuderte sie nach vorn. Als Lavinia wieder stand, umspülte das Meerwasser ihre Knie. Ich hatte vorsorglich ein Handtuch in meine Tasche gepackt, holte es hervor, und dabei fiel mein Blick auch auf einen dunklen Gegenstand, die Beretta-Pistole. Ich hatte die Waffe nicht im Hotel lassen wollen.

Nicht weil mein Mißtrauen dermaßen groß gewesen wäre, so etwas tat ich aus Prinzip schon nicht.

Rasch zog ich den Verschluß wieder zu.

Lavinia brauchte mein Mitbringsel nicht unbedingt zu sehen. Sie lief mir entgegen. Die Arme hatte sie ausgebreitet. Um ihren Kopf spannte sich wieder das Band. Sie erschien mir glücklich. »Es war herrlich!« rief sie. »Das Wasser ist zwar noch kalt, aber die Sonne hat die Felsen schon aufgewärmt.«

Kurz vor Erreichen der Decke stolperte sie bewußt, so daß ich sie auffangen mußte.

Zum erstenmal lag sie in meinen Armen. Ich spürte ihren Körper, wie er sich an mich drängte. Haut preßte sich auf Haut, sie schaute zu mir hoch und fragte flüsternd: »Trocknest du mich ab?«

»Sicher.«

»Reibst du mich danach auch ein?«

»Ich mache alles.«

»Danke.« Sie löste sich aus meinem Griff und drehte sich um.

»Fang am Rücken an.«

Das Handtuch war sehr weich. Ich wischte damit über ihren Körper, auf dem die Wassertropfen wie kleine Perlen lagen. Lavinia schauderte zusammen. Ich wußte nicht, ob es an mir lag oder am Wind, der gegen uns beide wehte.

»Ja, das ist gut«, sagte sie stöhnend. »Das ist wunderbar, John. Du kannst das ausgezeichnet. Ich... ich...« Sie drehte sich so heftig um, daß wir zusammenstießen.

Dann wurde sie zu einer Schlange. Zumindest kamen mir ihre Arme so vor, als sie meinen Nacken umklammerten. Es war die vielbeschworene und oft beschriebene wilde Glut der Spanierin, die sie überkommen hatte. Ich spürte ihren Mund überall auf meinem Gesicht. Es wurde von ihren Küssen regelrecht übersät.

»Komm«, sagte sie mit einer tiefen, fast schon röhrenden Stimme.

»Komm, ich will nicht länger hier stehen. Laß uns auf die Decke...«

Jetzt gerieten ihre Hände in Bewegung und begannen mit einer forschenden Wanderschaft über meinen Körper.

Ein Eisblock wäre da geschmolzen. Da ich kein Eisblock war und nur ein Mann, kam ich ihrem Wunsch nur zu gern nach. Der Sand war weich, die Decke ebenfalls. Beides fing uns auf, als wir nach hinten fielen und sie plötzlich auf mir lag.

Für mich war ein Traum dabei, sich zu erfüllen. Ich hätte nie damit gerechnet, daß es so schnell klappen würde. Diese dunkelhaarige

Person mit dem Namen Lavinia di Luna war wie ein Vulkan auf zwei Beinen. In den folgenden Sekunden explodierte ihre Leidenschaft zu einem wahren Feuersturm.

Die Hände, die Lippen, der Körper — an ihr arbeitete alles mit. Ich wurde hineingetrieben in diese heiße Altäre. Was um mich herum passierte oder passieren würde, nahm ich nicht wahr.

Ich hatte Mühe, Luft zu holen. Ihre geflüsterten Worte verstand ich nicht. Hände zerwühlten mein Haar, wir bewegten uns heftig auf der Decke, dann fanden ihre Lippen meinen Mund.

Ich schmeckte sie und auch das salzige Meerwasser, das wie eine Erinnerung auf ihren Lippen klebte.

Sie waren feucht, sie waren kalt und auch glitschig. Ungewöhnlich...

Trotz dieser gewaltigen Leidenschaft, die als Orkan über mich gekommen war, schrillte tief in meinem Gehirnwinkel eine Glocke Alarm. Dieser Kuß war einfach nicht normal, und ich erinnerte mich an die Szene des gestrigen Abends, als wir uns am Tisch gegenübermaßen und etwas Dunkles zwischen den Lippen der Frau hervorgekrochen war, das man nicht als Zungenspitze bezeichnen konnte.

Ihre Hände lagen auf meinen Schultern. Sie drückte mich fest auf die Decke und damit in den weichen Sand. Eine Haltung, die ich nicht akzeptieren wollte, weil sie mich einfach zu sehr einschränkte. An meinen Zähnen glitt die kalte Spitze entlang, ich spürte sie auch im Mund, wo sie kreisend über den Gaumen tastete.

Diese Frau glich einer Hexe, und dieser Begriff ließ bei mir die Alarmglocken rasseln; denn mit Hexen hatte ich einige böse Erfahrungen gesammelt.

Ich drückte sie von mir.

Das heißt, ich wollte es, aber sie klammerte sich an mir fest, als wäre ich die rettende Planke für eine Ertrinkende. Reden konnte ich

auch nicht, sie ließ meinen Mund mit ihren Lippen nicht los, so wälzte ich mich mühsam auf die Seite und zog dabei mein rechtes Bein an, dessen Knie ich vordrückte, damit Lavinia Bescheid wußte, daß ich nicht mehr wollte. Ich hatte zusätzlich die Hände um ihre Hüften gelegt, und es gelang mir endlich, sie wegzudrücken.

Ihre Lippen lösten sich. Ich schaute auf ihren halboffen stehenden Mund, konnte allerdings nichts entdecken, dann kniete sie neben mir und schaute mich fragend an.

In ihren Augen war die Leidenschaft zerbrochen, ich hatte das Band, das den Zauber des Augenblicks hielt, zerrissen. Sie strich durch ihr Haar, die kleinen Platten klapperten dabei aneinander, sie hob die Schultern, an denen Sand klebte.

»Was ist los, John?«

Ich atmete tief durch. Noch immer hatte ich den Geschmack ihrer Zunge im Mund. Ich wußte genau, daß sie Erklärungen haben wollte, aber was sollte ich ihr sagen?

»Ich warte auf eine Antwort, John!«

»Es ist schwer Lavinia, wirklich...«

Sie strich über ihren Körper und ließ auch die Brust nicht aus. »Gefalle ich dir nicht mehr?« Diesmal erinnerte mich ihre Stimme an das Locken einer Sirene.

»Das hat damit nichts zu tun. Es ist nur... nun ja, ich bin so etwas nicht gewöhnt, weißt du...?«

»Nein.«

»Dieses plötzliche Entflammen einer Leidenschaft. Es kam über mich wie ein wilder Sturm. Du bist eine besondere Frau. Du entstammst einer anderen Kultur, ihr erlebt die Leidenschaft anders als wir. Viel impulsiver und auch wilder...«

Mir fehlten etwas die Worte. Ich wurde von ihrem Blick zudem irritiert. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, John, das ist es nicht. Ich glaube, daß du mich anlügst.«

»Weshalb?«

»Keine Ahnung, ich spüre es. Ich spüre vieles, verstehst du? Gestern abend im Restaurant habe ich gespürt, daß du mich begehrt. Daran hat sich auch heute nichts geändert. Was stört dich jetzt an mir? Was habe ich falsch gemacht?«

Sollte ich ihr die Wahrheit sagen und von ihrer Zunge oder was immer es gewesen war, anfangen? Ich konnte ihr unmöglich von meinen Ekelgefühlen berichten, die mich überkommen hatten, als sie mich so hart und fordernd küßte. Zudem dachte ich auch an die Blutflecken auf der Tischdecke und an die auf dem Balkon. Das brachte mich wieder auf ein anderes Thema.

»Warst du gestern, nachdem wir auseinandergegangen waren, noch in meinem Zimmer?«

»Was?«

»Ja, ich hatte das Gefühl, als wärst du bei mir gewesen und...«

Sie erhob sich heftig. »Du bist verrückt«, sagte sie. »Du bist völlig verrückt. Wie kannst du nur so etwas behaupten?«

»Es war eine Frage!«

Lavinia stemmte die Fäuste in die Hüften und schaute gegen das Wasser. »Das ist Unsinn. Das hättest du vielleicht gern gewollt. Wie käme ich dazu, dir nachzulaufen?«

»Pardon, aber...«

Sie ließ mich nicht ausreden, denn sie ging in Richtung Wasser. Ich stand ebenfalls auf und kam mir vor wie jemand, den man alleingelassen hatte. Aus Lavinia di Luna wurde ich einfach nicht schlau. Sie hatte etwas zu verbergen. Diese Frau wurde von einem Geheimnis umgeben. Mit ihr stimmte etwas nicht.

Ich ging ihr nach. Der Sand war schon warm, und ich empfand es als angenehm, durch ihn zu schreiten.

Ich hatte damit gerechnet, daß sie ins Wasser gehen würde. Lavinia blieb dort stehen, wo die Wellen ausliefen. Sie schaute auf die

blaugraue Fläche.

Ich stellte mich neben sie. Sie schaute mich nicht an. Dafür hob sie den Arm und wies auf die Wellen.

»Sollen wir nicht noch einmal darüber sprechen?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Da wird etwas angetrieben«, sagte sie.

»Wo?«

»Schau genau hin. Es ist bereits dort, wo ich auf dem Felsen gesessen habe. Siehst du es?«

Ich konzentrierte mich darauf und sah ebenfalls den dunklen Gegenstand im Wasser. Die Wellen spielten mit ihm, sie schleuderten ihn hoch, drückten ihn wieder zurück, gaben ihm noch einmal Schwung und brachten ihn, mit kleinen Unterbrechungen, immer mehr in Ufernähe.

Es war ein länglicher Gegenstand, der Ähnlichkeit mit einem Brett hatte. Nein, kein Brett. An den Seiten bewegte sich etwas auf den Wellen. Bevor ich genauer hinschauen konnte, war der Gegenstand schon wieder in die Tiefe gezerrt worden.

»Hast du ihn erkannt, Lavinia?«

»Vielleicht...«

»Und?«

»Da ist er wieder«, sagte sie und streckte ihren Arm noch einmal aus.

»Da, jetzt mußt du ihn sehen können.«

Sie hatte recht, ich sah ihn — und hatte plötzlich das Gefühl, mit beiden Füßen im Eiswasser zu stehen und nicht auf dem sonnenerwärmten Sand der Mulde.

Was das Meer da an den Strand spülte, war ein menschlicher Körper. Ein Toter!

Das hatte mir noch gefehlt, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich dachte an die beiden anderen Leichen, und jetzt war hier, in der kleinen Bucht, die dritte erschienen.

Wir sprachen nicht mehr. Eine letzte Welle hob den Körper hoch. Er lag auf dem Bauch, schaumige Gischt umgab ihn, dann drehte ihn die Kraft des Wassers auf den Rücken und spülte ihn auch in dieser Lage bis gegen den Strand.

Ich war hingelaufen und erkannte, daß es sich bei der Leiche um eine Frau handelte.

Ihr nasses Haar lag wie ein dunkler Teppich unter dem Kopf. Der Körper zeigte eine leicht bläuliche Farbe, die wie Schatten auf der Haut lagen. Ich kniete mich neben die Tote. Lavinia war stehengeblieben. Das Sonnenlicht strahlte gegen meinen Rücken, dennoch fror ich. Es lag am Anblick der Leiche.

Blut sah ich nicht mehr. Es war ab-und weggespült worden, aber sie mußte furchtbar gelitten haben, bevor sie gestorben war. Der Mörder hatte ihr tiefe Wunden zugefügt.

Ich schaute zu Lavinia hoch. »Kennen Sie die Person?« fragte ich leise.

»Ja, sie stammt aus dem Dorf und heißt Esmeralda Pinosa. Ihr Neffe ist übrigens der Kellner, der uns gestern abend bedient hat, John...«

Für mich wäre der Satz eigentlich nicht wichtig gewesen, hätte ich mich nicht Wiederau Lavinias zärtliche Geste erinnert.

Welches Geheimnis umgab diese Frau, die sich so gar nicht erschüttert vom Anblick der Toten zeigte?

Ich erhob mich.

Wir schauten uns an. Nichts war in ihrem Gesicht zu lesen. Es blieb glatt, fast verschlossen. »Was ist, John? Hast du etwas?«

»Nein, nichts. Ich werde mich jetzt anziehen und die Bucht hier verlassen.«

»Und dann?«

»Werde ich die Polizei von einem dritten Mord in Kenntnis setzen...«

Es war eine lange Nacht gewesen, und die Gäste hatten einfach nicht gehen wollen. Nach dem offiziellen Feierabend erfolgte noch die Abrechnung, die hatte ebenfalls Zeit gekostet, so daß Juan erst weit nach Mitternacht und in den frühen Morgenstunden den Weg nach Hause antrat.

Mit seinen Einkünften hatte er sehr zufrieden sein können. Die Trinkgelder hatten die schlechte Bezahlung nicht nur ausgleichen, sogar übertrumpfen können.

Daß Juans Tante um diese Zeit nicht mehr auf den Beinen war, stand fest. Er wollte sie auch nicht wecken und bemühte sich, so leise wie möglich auf sein Zimmer zu gehen. Der Dienst begann erst am Nachmittag. Bis zum Mittag wollte er durchschlafen. Juan konnte trotz der langen Arbeitszeit noch nicht einschlafen. Seine Gedanken kreisten und konzentrierten sich auf einen Punkt, der den Namen Lavinia di Luna trug.

Er hatte die Frau gesehen und mußte zugeben, daß sie ihm gefiel. Er lächelte, als er daran dachte, daß sie ihm eigentlich hätte dankbar sein müssen, weil er dafür gesorgt hatte, daß es sie überhaupt so gab, wie sie jetzt aussah.

Irgendwann fielen ihm die Augen zu. Er hatte das Gefühl, einfach wegzuschweben, merkte nicht, wie die Sonne aufging und Etula zum Leben erwachte.

Gegen Mittag wachte er auf. Da war sein Zimmer von der Helligkeit erfüllt. Ihn störte das Sonnenlicht. Er wühlte sich auf die andere Seite, wandte dem Fenster den Rücken zu und schloß abermals die Augen. Wieder schlief er ein.

Als er zum zweitenmal wach wurde und auf seine Uhr schaute, war bereits der frühe Nachmittag angebrochen. Diese Tatsache gab ihm einen Schock. Juan sprang aus dem Bett und lief zur Tür. Er wunderte sich darüber, daß ihn seine Tante nicht geweckt hatte. Das tat sie sonst immer, wenn er ihrer Ansicht nach zu lange schlief. Im

Türspalt blieb er stehen und rief den Namen seiner Tante in das Haus hinein. Eine Antwort bekam er nicht.

Er hob die Schultern und dachte daran, daß sie wohl unterwegs war, um Besorgungen zu machen. Bis sie zurückgekehrt war, konnte er sich gewaschen haben.

Das kleine Bad lag unten. Es war mehr ein Verschlag ohne Heizung. Aus einem Boiler ließ er warmes Wasser in die Wanne laufen, setzte sich hinein, seifte sich ab und wusch auch noch seine Haare. Gomez achtete sehr darauf, daß seine Angestellten sauber und adrett zum Dienst erschienen. Er zog frische Kleidung an, ging in den Wohnraum und wunderte sich darüber, wie leer er aussah.

Seine Tante war nicht da - okay, das nahm er hin. Das kannte er auch. Aber jetzt hatte er das Gefühl, als wäre einiges anders geworden, obwohl sich äußerlich nichts verändert hatte.

Was fehlte?

Juan blieb inmitten des Zimmers stehen, dachte intensiv darüber nach und kam auch zu einem Ergebnis. Es war seine Tante Esmeralda. Nicht, weil sie fortgegangen war, das tat sie öfter, doch die Wohnung sah einfach so anders aus.

Kalt, unbewohnt - als würde die Tante nicht mehr zurückkehren. Juan schluckte, weil er einen dicken Kloß im Hals spürte. Er räusperte sich auch, trotzdem wurde es nicht besser. Das Gefühl blieb. Etwas war falsch gemacht worden.

Wie ein Fremder kam er sich vor, als er auch in die anderen Zimmer hineinschaute, ohne etwas entdecken zu können. Keine Spuren, keine Nachricht, die für ihn hinterlassen worden war. Einfach nichts, und das wurmte ihn stark.

In der kleinen Küche war der Tisch nicht gedeckt. Es sah auch nicht so aus, als hätte seine Tante am Morgen etwas gegessen. Auf der Spüle stand kein benutztes Geschirr.

Juan fröstelte. Ihn überkam ein Gefühl, das er mit einem Alpdruck

vergleichen konnte. Er verspürte Angst um die Tante, und er nahm sich vor, sie zu suchen. Bestimmt war sie im Ort von jemandem gesehen worden, der ihm sagen konnte, wo sie hingegangen war. Juan lief hoch zu seinem Zimmer. Unterwegs kam ihm der Gedanke, doch auf dem Speicher nachzuschauen. Er konnte den Grund selbst nicht nennen, öffnete die Tür, duckte sich und sah das Sonnenlicht, das durch beide Fenster fiel und sich auch auf den über der Leine hängenden Wäschestücken abmalte.

Esmeralda Pinosa sah der Junge nicht.

Dafür das Blut!

Es war überall. Auf dem Boden, der Wäsche und sogar an der Wand. Sekundenlang stand Juan unbeweglich. Dann hörte er jemanden schreien und weinen zugleich.

Juan kam nicht auf den Gedanken, daß er es war, der so schrecklich geschrien hatte...

Zwei fette Fliegen krabbelten an der hellen Wand hoch, stießen sich ab und flogen zur Decke, wo sie sich festklammerten und auch hockenblieben. Ich saß auf einem harten Stuhl und verfolgte ihren Flug. Mir gegenüber stand ein Schreibtisch, an der Wand hing das Bild des Königs. Und vor dem Schreibtisch saß ein Offizier der Guardia Civil und schaute mich aus trüben Augen an.

Ich hatte ihm gegenüber meine Identität gelüftet und kannte auch seinen Namen sowie den Dienstgrad.

Er hieß Sánchez, war Capitán und stand einer kleinen Sonderkommission vor, die sich um die schrecklichen Verbrechen kümmern sollte.

Ich war verhört worden, nicht so Lavinia di Luna. Während ich die Polizei informiert hatte, war es ihr gelungen, unbemerkt zu verschwinden, was mir natürlich zu denken gab.

Ich sah einfach keinen Grund für ihr Verschwinden. Sie persönlich

hatte mit dem Mord nichts zu tun, sie war nur dabeigewesen, wie wir die Leiche fanden.

Weshalb dann ihre Flucht?

Eigentlich gab es nur eine Erklärung. Lavinia di Luna mußte ein schlechtes Gewissen gehabt haben. Etwas anderes war für mich undenkbar.

»Drei Morde«, sagte Sánchez und strich über sein glatt nach hinten gekämmtes, rabenschwarzes Haar. »Drei Morde in unserem Ort. Wie soll das weitergehen, Señor Sinclair?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sinnlos!« sagte Sánchez und hob beide Arme. »Es ist einfach sinnlos. Ein Tier macht so etwas nicht.«

»Ich weiß nicht, ob es sinnlos gewesen ist.«

»Ach ja?«

Ich nickte ihm zu und sah, wie er eine filterlose Zigarette aus der Packung holte und wenig später dicke Wolken paffte. »Für jeden Mord gibt es ein Motiv, und ich glaube fest daran, daß es auch für diese Taten Motive gibt.«

»Welches?«

»Das müssen wir eben herausfinden, Capitan.«

Er strich über seinen schmalen Nasenrücken und verengte die Augen.

»Die Ermordeten haben in ihrem Leben niemandem etwas getan. Sie waren völlig harmlos. Erst recht Esmeralda Pinosa. Eine Frau, die arbeitete, um über die Runden zu kommen, weil sie ihren Neffen, der bei ihr wohnte, großziehen mußte.«

»Weiß er schon Bescheid?«

»Ja. Er kam zu uns, weil er auf dem Speicher das Blut gesehen hat.«

Ich horchte auf. »Können Sie mir das näher erklären?«

Sánchez tat es. Ich hörte gespannt zu, denn auf das Wort Blut reagierte ich in der letzten Zeit sehr allergisch. Ich dachte an die

Blutflecken auf der Tischdecke und auch an die Spuren auf dem Balkon.

»Dann ist die Tat wohl im Haus der Frau begangen worden.«

»So sehe ich es auch«, gab mir der Capitan recht. »Der Mörder hat die Leiche weggeschafft und dem Meer übergeben. Die Strömung ist hier so, daß sie alles wieder anschwemmt, was nicht weit genug in die See geschleudert wurde.«

Ich nickte. »Wenn es so ist, Capitan, dann frage ich mich, weshalb der Täter die Leiche nicht im Haus hat liegenlassen. Er muß doch damit gerechnet haben, daß man sie schnell findet.«

»Vorausgesetzt, es war ein Einheimischer.«

»Denken Sie an einen Fremden?«

»Ich weiß es nicht, Sehor Sinclair. Ich weiß eigentlich gar nichts mehr, wenn Sie verstehen. Ich tappe im dunkeln, ich fasse ins Leere, ich sehe keine Verbindung, und auch Juan hat uns nicht weiterhelfen können.«

»Hat der Junge überhaupt etwas gesagt?«

»Wenig.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

Sanchez drückte seine Zigarette aus. »Wieso?«

»Vergessen Sie dies. Ich habe Ihnen ja von Lavinia di Luna berichtet, dieser Frau, die bei mir in der kleinen Bucht gewesen ist.«

»Si!« Er nickte.

»Ist Ihnen diese Dame bekannt, Capitan?«

»Nein. So, wie Sie die Frau beschrieben haben, wäre sie mir aufgefallen. Wir sind alle nur Menschen und keine Kostverächter, aber ich kenne sie nicht. Sie waren mit ihr zusammen. Sie müßten eigentlich mehr über diese Person wissen.«

»Stimmt, nur hat sie sich stark zurückgehalten. Wenn ich es recht überlege, hat sie kaum etwas Persönliches von sich gegeben. Wenigstens nichts, was bei mir im Gedächtnis hängen geblieben

wäre.«

Der Capitan lächelte. »Ich kann Sie verstehen, Kollege. Wäre ich mit dieser Person zusammengewesen, hätte mich deren Schönheit ebenfalls geblendet. Sie fragen sich sicherlich, weshalb sie verschwand?«

»So ist es.«

»Vielleicht hat sie Dreck am Stecken. Manche wollen ja mit der Polizei nichts zu tun haben.«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Sie kann auch eine Dirne sein, die aus der Großstadt hergekommen ist. Eine besonders raffinierte Carmen, wenn ich da mal an die Oper denken darf.«

»Das kann auch sein.«

Der Spanier beugte sich vor. »Im Vertrauen, Kollege, haben Sie diese Frau sehr nahe kennengelernt?«

»Dazu ist es glücklicherweise nicht gekommen. Wir waren allerdings nicht weit davon entfernt. Ich würde es mehr als einen lavaheißen Flirt bezeichnen.«

Sanchez lachte. »Das ist gut, Señor, wirklich.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Aber wer, zum Teufel, ist der dreifache Mörder?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Eben.«

Mir wollte der Kellner Juan nicht aus dem Sinn. Er schien Lavinia di Luna besser zu kennen. Zwar war er jünger als sie, irgendetwas jedoch mußte die beiden verbinden. Ich dachte an eine entfernte Verwandte oder eine gute Bekannte.

»Sie denken an etwas, Senor?« sagte Sanchez.

»So ist es.«

»Darf ich teilhaben an Ihrem Gedankenspiel?«

Ich lächelte knapp. »Sie dürfen.« Zunächst zündete ich mir eine

Zigarette an. Dann kam ich zur Sache und sprach vor allen Dingen über Juan, den jungen Kellner.

Sanchez ließ mich nicht ausreden. Mitten im Satz unterbrach er mich.

»Das ist er, Señor!«

»Wer ist das?«

»Der Neffe der Toten!«

Ich nahm eine gespannte Haltung ein. »Noch mal!«

»Si, wie ich Ihnen sagte. Das ist der Neffe, mit dem wir auch gesprochen haben. Er hat uns doch alarmiert, weil er überall das Blut auf dem Speicher gesehen hat.«

Ich verstand, nur begriff ich die Zusammenhänge nicht. Lavinia di Luna, Juan und die drei Leichen. Existierte zwischen ihnen eine Verbindung?

Gab es da einen roten Faden?

»Wo ist der Kellner jetzt?« fragte ich den Offizier.

»Ein paar Räume weiter. Wir haben ihn verhört und erst einmal in Ruhe gelassen.«

»Das war vernünftig. Trotzdem möchte ich gern mit ihm reden. Darf ich das, Kollege?«

Sanchez lachte. »Wenn Sie mit dazu beitragen, daß dieser verteilte Fall gelöst wird, ist mir alles recht, Señor Sinclair. Alles, verstehen Sie?«

»Natürlich.« Die nächste Bemerkung murmelte ich vor mich hin. »Lavinia di Luna — wer ist sie? Sie ist plötzlich da, taucht wie aus dem Nichts auf und verschwindet ebenso schnell wieder. Capitán, können Sie das Rätsel lösen? Schaffen Sie es?«

»Nein, ich kenne die Person nicht. Aber ich werde nach ihr fahnden lassen. Mordverdacht, das macht sich gut.«

»Sie steht also Ihre Meinung nach unter Verdacht?«

»Jeder ist verdächtig.«

»Den Spruch kenne ich«, sagte ich abwinkend. »Ich wäre dafür, daß Sie nicht nach ihr fahnden.«

»Weshalb nicht?«

»Weil sie etwas von mir will. Sie ist zu mir gekommen, sie ist wieder gegangen. Wie ich diese Person einschätze, wird sie auch weiterhin zu mir kommen und nichts dem Zufall überlassen.«

»Nun ja, wenn Sie das sagen.«

»Ich glaube fest daran. Für mich ist Juan wichtig. Er ist die Spur, kann ich mir vorstellen.«

Sánchez verzog die Lippen und strich mit der Handfläche über seine dunklen Bartschatten. »Spur ist vielleicht etwas zuviel gesagt. Wir haben ihn verhört, herausfinden konnten wir nichts. Der Junge weiß einfach gar nichts. Er stand zudem noch unter Schockwirkung. Ich sehe die Sache nicht so optimistisch wie Sie, Señor.«

»Ich sollte vielleicht mit ihm irgendwo hingehen«, murmelte ich. »Man muß in Ruhe mit ihm reden.«

»Meinen Segen haben Sie.«

»Gut.« Ich nickte Sánchez zu und schob meinen Stuhl zurück, bevor ich mich erhob. »Wenn Sie noch so nett wären und mich zu Juan führen würden...?«

»Selbstverständlich. Kommen Sie mit, Señor Sinclair. Über jeden Helfer freuen wir uns.«

Wir verließen das Büro und gingen durch einen engen Gang. Vor einer schmalen Tür blieben wir stehen. Sánchez öffnete sie. Ein Kollege mit unterem Dienstgrad stand im Innern neben der Tür und nahm Haltung an, als wir den Raum betraten.

Juan, der Kellner, saß totenbleich auf einem Feldbett, das Linter einem viereckigen Fenster stand. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Aus leeren Augen starrte er die Decke an, wo Fliegen ihre dunklen Spuren hinterlassen hatten.

»Juan?« Sánchez mußte ihn zweimal ansprechen, bevor der Junge

uns anblickte.

Ich hatte ihn noch vom gestrigen Abend her in Erinnerung und wunderte mich über sein Aussehen. Juan hatte sich verändert. Sein Gesicht zeigte eine unnatürliche Blässe, die Augen wirkten groß, ängstlich und gleichzeitig wissend.

Ja, es kam mir vor, als wüßte er irgend etwas oder würde über eine bestimmte Sache nachdenken.

»Sie kennen mich«, sagte ich.

»Si.« Er nickte zögernd.

»Ich möchte mich gern mit Ihnen unterhalten.«

Er überlegte und fragte dann: »Jetzt?«

»Wenn es möglich ist?«

»Meinetwegen, Señor. Ich bin Juan, das wissen Sie. Aber Sie können ruhig Du zu mir sagen.«

»Einverstanden.«

Juan schaute den Capitán an. Der verstand seinen Blick und nickte.

»Ich habe nichts dagegen. Señor Sinclair ist...«

»Ein Gast«, sagte ich schnell. »Ein ganz normaler Gast.«

Der Spanier lächelte breit. »Natürlich, ein völlig normaler Gast. Also, Juan, wir sind fertig miteinander. Wenn noch Fragen offen sind, wissen wir ja, wo wir dich finden können.«

»Dann gehen wir weg?«

»Hier ist es mir zu ungemütlich. Es gibt doch sicherlich eine Bodega, in der man ungestört reden kann.«

Er stand auf. Den anwesenden Beamten warf er scheue Blicke zu, dann öffnete er die Tür.

»Sie geben mir Bescheid, Señor Sinclair?«

»Selbstverständlich.«

»Viel Glück.«

Ich hob die Hand zum Gruß und eilte Juan nach, der vor der Polizeistation auf mich wartete, die Hände in die Hosentaschen

geschoben hatte und in den Himmel schaute.

»Du mußt mir den Weg zeigen, Junge.« Er reagierte nicht auf die Bemerkung. »Die Sonne«, sagte er leise. »Ich liebe die Sonne.«

»Ja, ich ebenfalls.«

»Aber manche Menschen nicht.«

»Wie meinst du das?«

Er blickte mich aus seinen dunklen Augen an und winkte ab. »Nur so«, sagte er und fügte noch hinzu. »Meine Tante wird jetzt eine andere Sonne sehen, glaube ich. Die ewige...«

»Das kann sein, Juan. Du hast sehr an ihr gehangen, nicht wahr?«

Er schob die Hände in die Hosentaschen und ging los, ohne mir eine Antwort gegeben zu haben. Das Schweigen reichte mir auch schon. Es zeigte mir an, daß ihn der Tod seiner Tante tatsächlich tief getroffen hatte.

Nach wenigen Schritten hatte ich ihn eingeholt. Schweigend gingen wir nebeneinander her. Den Trubei in Etula nahmen wir kaum wahr. Wir kamen uns vor wie Menschen, die allein unterwegs waren. Ich hütete mich auch, jetzt schon Fragen zu stellen. Vielleicht kam Juan innerlich zur Ruhe.

»Wo ist es? Wo werden wir denn hingehen?« fragte ich nach einer Weile.

»Gleich.«

Das reichte als Antwort. Er hielt den Kopf gesenkt. Hin und wieder hörte ich, wie er sich räusperte. Juan stand jetzt allein auf der Welt. Ich hätte verstehen können, wenn er geschrien hätte. Er schien mir trotz seines Schmerzes und der Trauer auf eine gewisse Art und Weise nachdenklich zu sein.

Die Seitenstraße führte uns zu einem kleinen Platz. Wenn die Bäume Blätter trugen, bot er im Sommer ein Plätzchen zum Ausruhen im Schatten. Zwei Männer waren dabei, die aufgestellten Bänke abzuputzen.

Juan führte mich auf einen schmalen Eingang zu. Ich hätte die Tür übersehen. In dieser Bodega fand ich bestimmt keine Touristen, und so war es denn auch.

Ein Schlauch nahm uns auf. Die Maschen eines an der Decke herabhängenden Fischernetzes streifte mein Haar. An der Theke saßen zwei ältere Männer. Im Hintergrund hockte ein Mann in Arbeitskleidung am Tisch und aß Weißbrot mit einer Soße.

Der Wirt winkte Juan zu. Seinem Gesicht sah ich an, daß auch er schon wußte, was mit Esmeralda Pinosa geschehen war. »Was kann ich bringen?« fragte er, als wir unsere Plätze eingenommen hatten. Ich entschied mich für ein Wasser, wollte aber zuvor einen Kaffee trinken.

Juan nahm nur Wasser.

Er schaute mich traurig an. »Wer sind Sie?« fragte er leise.

Ich lächelte milde. »Gast im Hotel del Sol.«

»Das weiß ich. Und wer noch?«

»Ich komme aus London.«

»Und Sie kennen Lavinia di Luna?«

»Das stimmt. Nur habe ich sie erst hier in Etula kennengelernt. Ich sah sie zum erstenmal auf dem Friedhof, als dort jemand zu Grabe getragen wurde.«

Juan horchte auf. »Friedhof?« wiederholte er. »Wieso das? Was hat sie auf dem Friedhof zu suchen gehabt?«

»Sie ist dort spazierengegangen — möglicherweise.«

»Si, das kann sein.«

Das Zischen der Espresso-Maschine unterbrach unseren Dialog für einen Moment. Als der Wirt die bestellten Getränke brachte, knarrten die Bohlen des dunkel gebeizten Fußbodens.

Schweigend stellte er sie vor uns hin. Juan nahm einen ersten Schluck. Ich sah seine großen Augen auf mich gerichtet. »Sie sind kein normaler, Tourist, Señor Sinclair.«

»Doch, ich mache Urlaub. Wie kommst du darauf?«

»Sie sind anders. Sánchez hatte nichts dagegen, daß Sie mit mir reden. Wieso?«

Ich nickte ihm zu. »Gut, ich will dir die Wahrheit sagen, Juan. Ich bin zwar als normaler Tourist hergekommen, weil ich eine Woche Urlaub machen wollte, von Beruf aber bin ich Polizeibeamter. Hast du schon einmal Scotland Yard gehört?«

»Natürlich.«

»Da bin ich angestellt.«

»Deshalb das Interesse.«

»Genau. Nur hat es mit Lavinia di Luna unmittelbar nichts zu tun«, erklärte ich. »Es war der reine Zufall, daß ich ihr begegnet bin. Das jedenfalls nehme ich an.«

Juan lächelte. »Bei ihr ist nichts Zufall.«

Ich nahm einen Schluck von dem bitteren Gebräu, das sich Kaffee nannte. Dabei dachte ich über seine Worte nach. »Du scheinst sie näher zu kennen, nicht wahr?«

Er nickte sehr langsam. Seine Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Ja, ich kenne sie. Außerdem«, er holte tief Atem. Ich sah ihm an, daß er einen entscheidenden Satz sprechen wollte. »Außerdem trage ich an den schrecklichen Taten die Schuld. Hätte ich sie nicht hergeholt, hätte ich nicht alles vorbereitet, wären die drei Menschen noch am Leben. So aber sind sie umgebracht worden.«

Juan hatte mit einem so großen Ernst gesprochen, daß ich nicht anders konnte, als aufzuhorchen. »Du gibst dir die Schuld an den Untaten?« forschte ich nach.

»So ist es.«

»Das kann doch nicht sein, Junge. Du bist hier der...«

»Ich kenne sie schon länger. Da hat sie noch in dem alten Schacht gewohnt und auch einen bestimmten Namen gehabt, unter dem sie

berühmt geworden ist.«

»Wie heißt er denn?«

»Die Blutfrau!«

Ich horchte auf und dachte automatisch an das Blut, das ich auf der Tischdecke und dem Balkon gesehen hatte. Flecken, verwaschen, dennoch als Blut zu identifizieren.

»Weshalb Blutfrau?«

»Weil sie sich von Blut ernährt hat.«

Ich hob die Hand. »Damit es klar ist, Juan, wir reden hiervon Lavinia di Luna.«

»Si.«

»Und sie hat sich von Blut ernährt?«

Juan beugte sich vor, damit er noch leiser sprechen konnte. »Auch wenn Sie es mir nicht glauben, Señor, es ist so gewesen. Sie hat sich von Blut ernährt, und ich war derjenige, der es ihr gebracht hat, damit sie nicht starb.«

»Hast du ihr das Blut ins Haus gebracht?«

»Haus ist gut.« Er lachte leise auf. »Nein, sie hat in keinem Haus gewohnt. Sie lebte in einer Höhle, in einem Schacht tief unter der Erde. Und nicht nur ein Jahr oder zwei, sondern viele, viele Jahre. Jahrhunderte, sagt man.«

»Wie bekam sie das Blut?«

»Ich brachte ihr Tiere. Mäuse, Ratten, Spinnen, alles mögliche. Sie ernährte sich davon. Würmer und Insekten...«

Er sprach noch weiter, ich hörte kaum hin, weil ich plötzlich das Bild der Lavinia di Luna vor meinem geistigen Auge sah. Diese herrliche Frau, dieses faszinierende Wesen, Schönheit pur — sie sollte sich von Tieren ernährt haben?

Das wollte mir nicht in den Sinn. Aber ich erinnerte mich daran, als wir uns geküßt hatten und ich ihre kalte Zunge spürte. Plötzlich bekam ich eine Gänsehaut. Ekel durchflutete mich. Ich mußte mich

fragen, ob es tatsächlich eine Zunge gewesen war, die ich berührt hatte. Juan sah mir an, daß etwas Fremdes in mir vorging. »Jetzt denken Sie schlimm von mir, nicht wahr?«

»Nicht von dir, Juan, bestimmt nicht. Ich ärgere mich über mich selbst, daß ich mich von der Blutfrau habe umgarnen lassen. An dich habe ich eine Frage. Warum nur? Weshalb hast du das getan? Kannst du mir darauf eine Antwort geben?«

»Ja und nein. Ich würde es nie wieder machen.« Er umklammerte sein Glas mit beiden Händen. »Nie wieder, aber ich hatte nun einmal den Kontakt mit ihr aufgenommen. Ich habe sie gefunden, und ich fühlte mich sehr, sehr einsam. Ich habe sie nie gesehen, aber ich fand den Eingang zu ihrem Gefängnis. Sie hat es bemerkt, sie sprach mich an, und sie überredete mich, zu ihrem Helfer zu werden.«

»Was du wurdest?«

»Ja, sie benötigte Blut, um am Leben zu bleiben. Ich besorgte ihr die Tiere. In der Dunkelheit schlich ich zu ihr. Die Ratten und Mäuse befanden sich in einem Käfig.«

»Wie sah die Frau aus?«

»Ich weiß es doch nicht. Wenn ich den Schacht öffnete, kam mir ihre Hand entgegen. Eine Klaue mit dünner Haut und langen Nägeln. Nicht die Hand, wie Sie sie kennen, Señor. Die hier war anders, ganz anders. Wie eine Totenklaue.«

»Was passierte dann?«

»Sie nahm die Ratten und Mäuse an sich. Ich... ich hörte sie schmatzen, wenn sie die Tiere aß. Ich vernahm auch das Knacken der Knochen. Es war einfach schlimm...«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Es ging einige Wochen gut. Eines Tages hatte sie genug. Da erklärte sie mir, daß sie wieder die alte wäre. So wie früher. Sie verstehen?«

»Allmählich. Sie kam also frei.«

»Klar.«

»Dann mordete sie!«

Juan wischte Schweiß von seinen Wangen. »Ja, sie mordete«, flüsterte er. »Ich weiß, daß sie die drei Menschen auf dem Gewissen hat. Auch meine Tante, die ihr nichts getan hat.«

»Haben ihr die anderen etwas getan?«

»Das kann ich nicht sagen, das weiß ich überhaupt nicht. Aber meine Tante hat ihr nichts getan. Sie hat Lavinia di Lima nicht einmal gekannt. So war es doch.«

»Es muß doch ein Motiv gegeben haben, weshalb deine Tante umgebracht worden ist.«

Juan hob die Schultern und rutschte dabei auf der Stuhlfläche hin und her.

»Wie war sie zu dir?«

»Sie bezeichnete mich als ihren Freund. Als den Menschen, auf den sie sich verlassen konnte.«

»Das habe ich gemerkt. Als du serviertest, streichelte sie dich.«

»Das war mir unangenehm.«

»Kann ich mir denken. Seit wann bist du sicher, daß sie die Mörderin ist?«

»Seit dem Tod meiner Tante.«

Ich hatte mir das Wasser eingeschenkt und trank es in kleinen Schlucken. Die Perlen zerplatzten auf meiner Zunge. Nachdenklich schaute ich gegen die braune Tischplatte. An der Theke lachten die beiden älteren Gäste. In dieses Lachen hinein hörte ich das Klirren der Gläser, als sie anstießen. Von der Straße her drangen die Geräusche nur sehr schwach in das Innere.

»Wo kann sie jetzt sein?«

»Das frage ich mich auch.«

»Hast du wirklich keine Idee, Juan?«

»Na ja, es könnte sein, daß sie sich, wenn sie nicht gesehen werden

will, in ihr Versteck zurückzieht.«

»Du denkst an den Schacht?«

»Das ist die einzige Möglichkeit.«

Ich nickte ihm zu. »Ja, ich finde auch. Vielleicht sollten wir uns den Schacht genauer ansehen.«

Juan erschrak tief. »Sie... Sie wollen hingehen?«

»Selbstverständlich. Ich möchte gern den Flirt mit der Blutfrau fortsetzen, wenn es möglich ist.«

»Die wird Sie töten!«

»Das ist noch nicht sicher.«

Juan war nervös geworden. »Ich weiß nicht«, flüsterte er, »ich weiß nicht, ob ich das machen kann. Es ist nicht leicht. Lavinia ist sehr gefährlich. Sie nimmt keine Rücksicht. Sie ist brutal, sie...«

»Ich kann auch hart sein.«

»Wie schätzen Sie die Frau denn ein?«

»Das ist sehr schwer, Juan. Ich weiß nicht, ob es sich bei ihr um einen Zombie handelt oder um einen Vampir...«

»Nein, kein Vampir. Sie hat keine Dracula-Zähne.«

»Ich weiß.«

»Sie muß sich von dem Blut deshalb ernährt haben, damit sie die Frische zurückbekommt. Schönheit und Jugend, das ist es doch. Vielleicht war sie früher einmal so schön wie jetzt. Das ist dann verlorengegangen. Ihre Hand jedenfalls war furchtbar. Sie sah so klauenartig aus, als gehörte sie einer Toten.«

»Du hast sonst nie etwas von ihr gesehen?«

»Nein.«

»Das wird sich ändern.« Ich nickte mir selbst zu. »Wie wäre es, wenn wir jetzt losgehen?«

Die Antwort kam spontan. »Das geht nicht. Nein, das geht auf keinen Fall. Das ist nicht möglich.«

»Nenne mir den Grund?«

»Ich... ich habe noch zu tun, verstehen Sie? Ich muß mich um eine Vertretung bemühen, sonst bin ich meine Arbeit los. Ich will auch noch kurz nach Hause.«

»Schlag eine andere Zeit vor.«

»Am Abend. Kurz bevor es dunkel geworden ist. Wir treffen uns hier. Gegen achtzehn Uhr.«

»Wirklich nicht früher?«

»Nein!« rief er, »nein!«

Ich war einverstanden. »Und gib auf dich acht, mein Junge«, sagte ich warnend, bevor ich die Rechnung beglich.

»Das verspreche ich, Señor...«

Zwanzig Minuten später!

Juan stand vor dem Haus, das seiner Tante gehört hatte und in dem auch er wohnte.

Der Junge war immer gern an diese Stätte zurückgekehrt. Er hatte es auch gern betreten, jetzt aber schlich er um das schiefe Gebäude herum wie ein Dieb in der Nacht.

Nachbarn sahen ihn und sprachen ihn an. Sie drückten ihr Beileid aus. Juan schüttelte den Kopf. Er wollte einfach nichts davon hören. Er wollte nicht reden. Das Alleinsein war für ihn jetzt wichtiger. Die Fragen der Nachbarn beschleunigten seinen Entschluß, das Haus zu betreten. Beinahe hastig schloß er auf. Ebenso hastig drückte er auch die Tür auf und anschließend wieder zu.

Mit dem Rücken lehnte er sich gegen Holz, atmete keuchend und räusperte sich die Kehle frei. Sein Herz schlug schneller als normal. Er stand im schmalen Flur und ging dann mit zitternden Knien in den Wohnraum, wo noch alles so war, wie er es in Erinnerung und wie seine Tante ihn verlassen hatte.

Ihre persönlichen Dinge lagen verstreut umher. Vor allen Dingen Garn, das sie eingekauft hatte. Sie wollte stricken und sich damit

etwas Geld verdienen.

Das war nun nicht mehr der Fall.

Er ging in das Zimmer hinein. In der Mitte ungefähr standen die beiden alten Sessel und auch die durchgessene Couch. Er nahm in einem der Sessel Platz, stierte ins Leere und weinte leise vor sich hin. Er hatte Sinclair belogen. Zurück ins Hotel wollte er nicht mehr. So schwer es ihm auch fiel, er wollte sich bis zum Treffpunkt in diesem Haus aufhalten. Es war ja möglich, daß er sie noch einmal sah. Den Täter zog es oft an den Ort des Verbrechens zurück, das hatte er mal gehört und auch gelesen. Im Haus selbst war es nicht still. Irgendwo knackte immer etwas. Ein altes Holzbrett einer Diele oder auch oben im Gebälk des Dachbodens, wo der Mord geschehen war.

Lavinia di Lima war dagewesen und hatte seine Tante umgebracht. Warum? Esmeralda hatte keinem Menschen etwas getan. Ihr gesamtes Leben hatte nur aus Arbeit bestanden.

Aus tränenfeuchten Augen schaute er auf die Schere, die auf dem Tisch lag. Es war eine schwere Schneiderschere mit verschiedenen großen Grifflöchern und sehr breiten Schenkeln.

Juan dachte an die letzten Wochen. Da war er stolz gewesen, eine Person wie die Blutfrau als Verbündete zu wissen, mit der er ein Geheimnis teilte.

Und jetzt?

Er haßte sie plötzlich. Er haßte sie wie nie eine Kreatur zuvor. Er hätte sie umbringen können. Sie war eine Schönheit und trotzdem ein Monster, das keine Gnade kannte.

Blutfrau...

So war sie in der alten Legende genannt worden. Früher, als es noch Piraten gegeben hatte, da war sie erschienen. In dieser Zeit hatte sie auch den Namen bekommen.

Wie schrecklich...

Juan schloß die Augen und preßte die Hände vor das Gesicht. Er wollte nachdenken und mußte nun feststellen, daß er es einfach nicht schaffte.

So blieb er hocken, tief versunken in seine wilden Gedanken, die um Lavinia di Luna kreisten. Sie war zu einer schrecklichen Mörderin geworden. Wie vor Hunderten von Jahren, als alles begann. Plötzlich saß er steif. Er wußte selbst nicht, was ihn gestört hatte. Jedenfalls konnte er sich nicht mehr bewegen und lauschte in die Stille des Hauses hinein.

Es war nicht mehr still.

Aus dem schmalen Hur, wo die alte Holztreppe bis unter das Dach führte, vernahm er Geräusche. Es waren Schritte... Juan hielt den Atem an. Er wußte nun, daß er sich nicht mehr allein im Haus befand. Wer war gekommen?

Leider saß er mit dem Rücken zum Ausgang. Um etwas erkennen zu können, mußte er sich erst herumdrehen. Das tat er und stemmte sich dabei hoch. Seine Arme zitterten in Höhe der Ellenbogen, er spürte auch sein Herz wieder schneller schlagen, und über den Rücken rieselte es kalt. Ohne es schon gesehen zu haben, wußte Juan genau, wer sich in dem ansonsten leeren Mordhaus aufhielt.

Sie stand in der Tür und lächelte. Ja, sie lächelte, obwohl sie Morde auf dem Gewissen hatte.

Wie kann man da nur lächeln? fragte sich Juan. Wie ist das überhaupt möglich? Lavinia di Luna hatte sich umgezogen. Sie war in Schwarz gekleidet, die Farbe der Trauer, der Düsternis, des Todes. Eine schwarze Hose, eine schwarze Bluse, die einen tiefen Ausschnitt zeigte. Das Stirnband aus Metall zeigte einen matten Glanz. Die Augen schauten Juan groß an, der Mund lächelte.

»Hallo, Juan...«

Er konnte nicht reden. Er mußte zunächst Luft holen. »Du?« ächzte er.

»Du bist gekommen?«

»Si. Weshalb nicht?« Mit einer harmlos wirkenden Geste breitete sie die Arme aus.

Die nächsten Worte fielen dem Jungen schwer. »Du hast Menschen getötet. Du bist eine Mörderin. Du hast sogar meine laute umgebracht, die dir nichts tat...«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben!« erwiderte Juan erstickt. »Man nennt dich die Blutfrau. Man hat dich immer so genannt. Ich hätte mißtrauisch werden sollen, ich war es nicht und habe den Fehler begangen, dich zu ernähren. Mit Blut zu ernähren. Ich schäme mich, ich...«

»Hast du nichts gewußt? Kennst du nicht meine lange Geschichte? Die Leute hier reden davon.«

Juan wurde unruhig. Er spielte nervös mit den Händen. »Si, ich kenne sie. Ich habe sie immer wieder gehört. Aber ich konnte sie nicht glauben, ich dachte an ein Märchen.«

»Nein, kein Märchen. Es ist schade, aber du hast recht. Ich habe sie getötet.«

Juan staunte sie an. »Und... und weshalb?« Seine eigene Stimme kam ihm fremd vor.

»Deinetwegen!«

»Was sagst du da?«

»Ja, deiner wegen. Ich habe sie deiner wegen getötet. Es waren die Menschen, die dich schlecht behandelt haben. Denk an Gomez. Ihn werde ich mir auch noch vornehmen. Er hat dich fertiggemacht. Er hat seine Macht ausgespielt, und da habe ich ihm den Partner genommen. Das konnte er nicht verkraften...«

»Was war mit Daguera?«

»Der erste Tote? Hat er dich nicht einmal aus seinem Laden geworfen und einen Hund auf dich gehetzt?«

»Schon. Deswegen braucht man einen Menschen wirklich nicht zu

töten!«

»Ich denke da anders.«

»Auch bei meiner Tante?« Juan weinte, als er die Frage stellte. Die Erinnerung war einfach zu schlimm.

»Auch bei ihr. Ich bin zu ihr gegangen, um sie davon zu überzeugen, daß sie sich auf unsere Seite stellen soll. Das hat sie nicht getan. Sie weigerte sich. Sie wollte es nicht. Ich spürte den Haß, den sie mir entgegenschickte. Sie wäre nie auf meine Linie eingeschwenkt, wenn du es begreifst, Junge.«

Juan nickte. »Ja, das ist mir klar. Weil sie nicht wollte«, flüsterte er, »hast du sie umgebracht.«

»Genau. Sie wollte dich für sich haben. Das ist nicht mehr möglich. Wir beide sind untrennbar miteinander verbunden, Junge. Du hast mir die Schönheit zurückgegeben. Wer mir die Schönheit zurückgibt, dem gehöre ich auch. So ist das nun einmal. So schreiben es die Gesetze vor.«

»Die... die interessieren mich einen Dreck!« schrie er ihr ins Gesicht.

»Ich kann dich nicht mehr sehen, Lavinia. Geh, verlasse dieses Haus. Die Polizei sucht dich. Sie weiß, wer der Mörder ist. Sie wird dich finden und zur Rechenschaft ziehen...«

»Aber Juan. Kann man eine lebende Tote vor Gericht stellen und zur Rechenschaft ziehen?«

»Man kann es...« Er überlegte, denn er hatte erst jetzt den Begriff lebende Tote begriffen. »Was bist du?«

»Eine lebende Tote. Eine Hülle, aber eine sehr schöne Hülle. Ein Mann ist auf mich reingefallen. Ich habe ihn umgarnen können, und ich werde ihn weiter umgarnen, bis er mir gehört, und zwar mit Leib und Seele, mein Junge.«

Juan hatte vorgehabt zu widersprechen. Er hatte ihr erklären wollen, daß dies bei John Sinclair nicht so einfach sein würde, doch

eine innere Stimme hielt ihn davon ab, ihr mitzuteilen, daß er und der Mann aus London sich kannten.

Lavinia lachte leise. »Du siehst, mein Freund, daß ich es schaffe, die Menschen zu umgarnen. Nicht umgekehrt ist es. Damit mußt du dich nun einmal abfinden.«

»Aber nicht mich!« sagte er, »nein, nicht mich. Ich will nicht. Ich will nicht mehr!«

»Danach wirst du nicht gefragt. Du hast mich erweckt, du wirst deshalb auch die Folgen tragen. Das ist es!«

»Geh!« schrie er.

Sie ging tatsächlich. Allerdings nicht aus dem Haus. Die Blutfrau bewegte sich auf Juan zu.

»Was willst du denn?« stotterte er. »Was hast du mit mir vor? Du sollst doch wegbleiben.«

»Das werde ich nicht, mein Junge. Wir beide gehören zusammen. Du und ich, wir bilden eine Einheit...«

»Neiiinnn!« Er schrie das Wort und schüttelte den Kopf, während Lavinia lachte.

Dieses Lachen drang Juan tief unter die Haut. Er peitschte und putschte ihn auf.

Er kam sich plötzlich vor wie ein kleines Kind, mit dem man machen konnte, was man wollte.

Aber nicht mit ihm!

»Ich will nicht!«

»Du wirst nicht gefragt...«

Juans Blick verschleierte.

Seine Gesichtsfarbe hatte einen hochroten Farbton bekommen, und auch in seinem Innern wallten gewaltige Ströme hoch, die rote Nebel vor seinen Augen entstehen ließen.

Er schaute nach unten. Zwangsläufig traf sein Blick die Tischplatte, auf der die Schere lag.

In Juan rastete etwas aus. Er schnappte nach dem Gerät, hielt es mit der rechten Hand fest und drehte die Schere so, daß die beiden zusammengeklappten Schenkel eine Spitze bildeten, die geradewegs auf den Körper der Frau wies.

Lavinia war stehengeblieben. Sie bewegte ihre Stirn. Dabei zogen sich die Augenbrauen zusammen. »Willst du mich töten?« fragte sie leise.

»Hast du tatsächlich vor, mich zu töten?«

Juan nickte hastig. »Si, si...«

»Aber Juan, denk doch nach.« Sie sprach zu ihm wie eine Mutter zu ihrem ungezogenen Kind. »Wie willst du mich töten, wo ich schon gestorben bin? Ich habe in dieser Höhle gelebt. Lange, sehr lange Jahre. Ich bin gestorben, ich bin verdorrt, aber jetzt stehe ich wieder als Mensch vor dir. Ja, äußerlich bin ich ein Mensch, das kannst auch du nicht abstreiten, mein Junge.«

»Geh endlich weg!«

»Nein junge! Ich bleibe!«

Er unterstrich seinen Vorsatz, indem er einen Schritt vorging. Juan bebte am ganzen Körper. Sein Gewissen sagte ihm schon jetzt, daß er sich übernommen hatte. Er wußte, daß er es nicht schaffen konnte. Es war ihm unmöglich, sich zu überwinden.

Das wußte die Blutfrau nicht. Sie kam nicht mehr näher an ihn heran, war stehengeblieben, winkelte einen Arm an und streckte den Zeigefinger aus. Der Nagel zeigte direkt auf ihre Lippen.

»Schau her, mein Junge!« sagte sie leise. »Schau genau her. Hierin meinen Mund!«

Sie öffnete ihn.

Sehr langsam, und ihre Lippen waren rot. Juan hatte den Eindruck, als würde sich in ihrem Gesicht eine Wunde öffnen. Erst als der Mund weit offenstand, nahm sie die Hand zur Seite, so daß Juan in die Öffnung schauen konnte.

Was er sah, ließ ihn fast an seinem Verstand zweifeln. Innerhalb des Mundes bewegte sich etwas. Da quirlte und wallte es, da schoben sich Körper vor, ringelten übereinander, bildeten regelrechte Haufen und liefen über die dunkle Zunge vor wie auf einer glatten Bahn, so daß sie den Mund verlassen konnten und zu Boden fielen. Dort ringelten sie sich weiter, bis die Blutfrau sie mit dem rechten Fuß zertrat.

Zurück blieb ein schleimiger Matsch, denn aus dem Mund waren Würmer gefallen...

Juan war so entsetzt, daß er es nicht fassen und auch nicht darüber nachdenken konnte. Er stand auf dem Fleck, schweißüberströmt, von Widerwillen geschüttelt, und seine rechte Faust öffnete sich, so daß die Schere nicht mehr gehalten wurde und zu Boden fiel, wo sie liegenblieb. Würmer — ein Mund voller Würmer.

Kleine, helle, widerliche Spulwürmer, die den Mund eines Menschen ausfüllten, ein Alptraum für jedermann. Er schüttelte sich, schaute wieder hin und sah, daß die Blutfrau den Mund geschlossen hatte. Nur mehr die Flecken auf dem Fußboden zeugten davon, was aus ihrem Mund gefallen war.

»Nun, Juan...?«

Der Junge spürte den Schwindel. Er hatte ihn gepackt und ließ ein Stehen nicht mehr zu. Er fiel nach hinten, landete im Sessel und blieb dort hocken.

»Glaubst du es mir nun?« fragte sie. »Glaubst du mir endlich, daß ich diejenige bin, von der ich dir berichtet habe?«

Er konnte nicht sprechen, nur nicken. »Sag es!« forderte Lavinia. Juan schüttelte den Kopf.

»Junge, ich weiß nicht, was in dir vorgeht. Ich werde dir noch einen weiteren Beweis bringen müssen. Das habe ich auch bei deiner Tante so gemacht, bevor ich ihr die entscheidende Frage stellte, die sie nicht in meinem Sinne beantwortete und deshalb

sterben mußte. Sieh auf meine Hände, Juan, sieh sehr genau hin.«

Lavinia di Luna hob beide Arme an und preßte die Handflächen gegeneinander. So blieb sie stehen, genoß die Situation, bevor sie die Finger senkte und die Hände faltete, als wollte sie anfangen zu beten. Das tat sie keinesfalls. Für sie war es wichtig, ihm ihre Stärke zu demonstrieren.

Sie drückte die Hände noch stärker zusammen, als wollte sie etwas herauspressen.

So war es denn auch. Aber keinen Schweiß, dafür eine andere, eine dunkle, relativ dicke Flüssigkeit.

Blut!

Juan schaute zu. Er hätte den Kopf gern zur Seite gedreht. Es war nicht zu schaffen. Unsichtbare Hände schienen ihn an den Seiten festzuhalten, damit er starr geradeaus sah.

Das Blut hatte sich zwischen den Handflächen gesammelt. Wie auch beim Wasser, so fand es die verschiedenen Lücken, suchte sich seinen Weg — und klatschte zu Boden, wo die Tropfen auseinanderspritzten und als Flecken zurückblieben. Es sah aus, als hätte jemand rote Tinte aus dem Füllfederhalter geschleudert.

Juan rührte sich nicht. Sein Gehirn hatte einen Absperrmechanismus eingeschaltet. Er schaute zwar hin, doch er konnte nicht glauben, was er da zu sehen bekam. Es war alles zu furchtbar. Er sah die Tatsachen, aber er wollte sie nicht wahrhaben.

Lavinia di Luna preßte auch in den folgenden Sekunden die Hände zusammen. Ihr Gesicht blieb unbewegt bis auf das kalte Lächeln, das die Lippen nachzeichnete.

»Nun, mein Junge?«

Juan konnte nicht reden. Er hatte die Augen geschlossen. Es war der beste Schutz vor dem Grauen. So sah er auch nicht, daß die Blutfrau auf ihn zukam.

Erst als sie dicht vor ihm stand, spürte er sie.

Weit riß er die Augen auf!

Da hatte sie die Hände schon ausgestreckt. Ihre Fingerspitzen berührten ihn. Sie strichen über seine Wangen und zeichneten dort Streifen nach. Blutstreifen...

Juan tastete danach. Als er die Hände wieder zurückzog und auf die Fingerkuppen schaute, entdeckte er, daß sie eine rote Farbe bekommen hatten.

Das Blut der Lavinia di Luna.

»So, mein Junge«, hauchte sie. »Ich habe dich gezeichnet, dich, meinen Retter. Ich werde jetzt gehen, aber wir sehen uns wieder. Immer und immer wieder. Das Band des Blutes verbindet uns, verlaß dich darauf.«

Sie machte kehrt und schritt zur Tür. Erst als Juan sie nicht mehr hörte, öffnete er die Augen.

Das Zimmer war leer.

Nur er befand sich noch darin. Juan spürte die nassen Tränen auf seinen Wangen. Er leckte über seine Lippen, schmeckte das Salz und glaubte, einen Alptraum hinter sich zu haben. Dagegen sprachen die Flecken auf dem Boden.

Zum einen die zertretenen Würmer, zum anderen das Blut, das an den Rändern zu Punkten verlaufen war.

Nein, er hatte keinen Traum erlebt. Das entsprach alles den reinen Tatsachen. Er hatte Besuch von der Blutfrau bekommen! Daß dies überhaupt hatte so geschehen können, daran trug auch er die Schuld, denn er hatte sie mit Nahrung versorgt.

Keuchend blieb Juan hocken. Er stierte dabei zu Boden und wollte versuchen, einen klaren Gedanken zu fassen, was ihm nicht gelang. Zu gravierend steckte die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit noch in ihm.

Irgendwann stand er auf. Zeit war für ihn bedeutungslos geworden, aber er erinnerte sich trotzdem daran, daß er sich mit John Sinclair

verabredet hatte.

Konnte er ihm helfen?

Zunächst dachte Juan an die Worte der Blutfrau. Sie hatte ihm erklärt, daß sie ihn nie mehr aus ihren Fängen lassen würde. Er fühlte sich einfach zu schwach, um dagegen anzukämpfen. Wenn es ihm überhaupt gelang, dann nur durch einen starken Helfer.

War John Sinclair stark genug?

Er dachte an das Gespräch mit ihm. Dieser Mann aus London hatte Sicherheit gezeigt. Er war zu einem ruhenden Pol geworden und machte den Eindruck, daß man sich voll und ganz auf ihn verlassen konnte. Auch in Situationen, die furchtbar waren.

Es gab keinen anderen Weg für ihn, um aus der Misere herauszukommen. Er mußte sich John Sinclair anvertrauen. Juan holte ein Taschentuch hervor. Endlich konnte er sich die Nase putzen und trocknete auch die nassen Tränen ab. Dennoch sah sein Gesicht aufgequollen aus. Es war ihm anzusehen, was er hintersich hatte. Sinclair würde Fragen stellen, und Juan war gewillt, ihm auch die richtigen und wahren Antworten zu geben.

Mit zaghaften Schritten, als würde er erst noch das Laufen lernen, verließ er das Zimmer.

Im Hur blieb er stehen, drehte sich nach rechts und ging in die kleine Waschküche mit der niedrigen Decke. Dorf befand sich auch ein Waschbecken.

Er ließ das Wasser länger laufen, bevor er sich sein Gesicht wusch und es an einem blauen Handtuch abtrocknete.

Durch die Hintertür verließ er das Haus. Kein Nachbar sollte ihn sehen, weil er keine Fragen beantworten wollte. Allein sein, wenigstens für die nächste Stunde.

Noch stand die Sonne am Himmel. Sie schien ihm ins Gesicht. Juan ging noch einmal zurück und holte die dunkle Brille. Die Gläser verdeckten einen Teil seines angeschwollenen Gesichtes.

Er nahm die Schleichwege und hatte eine schreckliche Angst vormdem kommenden Abend und der folgenden Nacht...

Nach dem Gespräch hatte ich zunächst Capitan Sanchez aufsuchen wollen, diesen Gedanken aber nicht weiter verfolgt. Es hätte nichts gebracht. Außerdem war ein Mann wie Sanchez nicht in der Lage, diesen Fall aufzuklären. Das sprach nicht gegen ihn, nur war er auf dem normalen Gebiet tätig, und seine Fälle, die er zu lösen hatte, besaßen keinen Touch ins Unheimliche.

Ich wollte allein vorgehen, das heißt, zusammen mit Juan, meinem Helfer. Er hatte von einer Höhle gesprochen, von einem Schacht. In einem Laden am Hafen kaufte ich eine lichtstarke Stablampe und sicherheitshalber auch ein paar Meter Seil, das sehr dünn war. Ich konnte es um meine Hüfte wickeln, ohne daß es auffiel. Im Hotelzimmer räumte ich die Badetasche aus und nahm den Gegenstand hervor, der tief unten lag.

Meine Beretta!

Dabei schüttelte ich den Kopf. Normalerweise fährt man ohne Waffe in Urlaub, auch ich hatte mit dem Gedanken gespielt, andererseits war ich froh, die mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole bei mir zu wissen. Die Blutfrau war kein normales Wesen, der mußte man schon auf die knallharte Tour kommen, wenn überhaupt.

Ich zog eine etwas längere Jacke über. Freizeit-Look, wie die Verkäufer sagten. Ich hatte sie mir im Ausverkauf besorgt. Sie besaß mehrere Taschen und einen Reißverschluß. Jedenfalls konnte ich die Waffe darunter verbergen.

Als ich das Zimmer verließ, war mir klar, daß ich erst zurückkehren würde, wenn es die Blutfrau oder mich nicht mehr gab. Eine andere Alternative wollte ich nicht zulassen.

Ferien - Urlaub ade.

Der Job hatte mich wieder. Meinen Freunden in London hatte ich davon nichts berichtet. Ihr schadenfrohes Lachen hätte bei mir im Zimmer die Wände wackeln lassen.

In der Halle lief mir Gomez über den Weg. Der Hotelbesitzer sah blaß aus. Er sah mich und blieb stehen. Ich wollte an ihm vorbei, doch er sprach mich an.

»Sehor Sinclair, einen Augenblick bitte.«

»Was ist?«

»Ich hörte, Sie... na ja, Sie kennen die Frau.«

»Welche Frau?«

»Ich war mit Capitan Sanchez zusammen. Er hat mir berichtet, daß Sie die Frau...«

»Sie sprechen von Lavinia di Luna?«

»Natürlich.«

»Nun ja, ich kenne Sie.«

Gomez stand vor mir und schaute mich aus seinen traurigen Augen dennoch hungrig an. Er wollte Informationen haben, die ich ihm nicht geben konnte.

»Die Mörderin!« stieß er so laut hervor, daß andere Angestellte aufmerksam wurden.

»Die Mörderin?«

»Ist sie das denn nicht?«

»Nein. Jemand ist erst ein Mörder, wenn es bewiesen worden ist. Ich kann nichts Negatives über sie sagen. Tut mir leid.«

»Aber Sie sind Polizist, wie ich hörte.«

»Auf Urlaub, mein Lieber.«

Er kam dicht heran. Ich roch sein Duftwasser. »Hören Sie, Señor Sinclair. Tun Sie alles, um den Killer zu fassen. Alles!« Er rollte mit den Augen. »Und Sie brauchen es nicht umsonst zu machen. Ich werde Ihnen Geld geben, aber...«

»Mein lieber Señor Gomez. Ihre Absicht scheint mir ehrenwert zu

sein, doch?« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wozu soll ich Geld nehmen? Ich werde hier bezahlen, weil ich in Ihrem Hotel Urlaub mache. Ich bin ein Gast wie jeder andere auch.«

»Dann machen Sie einen Rückzieher?«

»Ich bin erst gar nicht vorgegangen!«

»Por Dios!« rief er. »Ich habe Sie anders eingeschätzt. Wirklich anders. Sie...«

Er sprach nicht mehr weiter, ging auch nicht fort und starrte zu Boden. Irgendwie tat er mit leid.

»Ist noch was?« fragte ich ihn.

»Ja, es ist noch etwas. Aber Sie... Sie wollen ja nicht«, sagte er beinahe böse.

»Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Sie war bei mir!« zischte er.

»Die Frau?«

»Si, si.« Er nickte heftig. »Sie war bei mir!«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Nein!« hauchte er. »Nein, das nicht.«

»Woher wollen Sie dann wissen, daß sie bei Ihnen war.«

»Haben Sie noch einen Moment Zeit?« flüsterte er.

»Sicher.«

»Dann kommen Sie bitte mit in meine Wohnung. Sie werden es sehen können. Bitte!«

Ich folgte ihm. Mit hastigen Schritten und in leicht gebeugter Haltung ging er vor mir her. Das Grüßen seiner Mitarbeiter übersah er. Wir gelangten in einen Anbau.

Er hatte zuvor eine Tür aufgeschlossen, durch die wir mußten, um einen Lichthof zu erreichen. Von ihm zweigten die einzelnen Zimmer ab.

»Ich werde Sie jetzt in mein Schlafzimmer führen. Da können Sie es sehen, Señor Sinclair.«

Als er die Tür aufschloß, zitterten seine Finger.

Ich stieß die Tür auf, gelangte in einen sehr großen, hellen Raum, der mit weißen Möbeln eingerichtet worden war. Auch das Bettgestell war weiß gestrichen.

Die Wände zeigten das helle Grün einer Grastapete. Sie war bestimmt teuer gewesen. Das alles interessierte nicht mehr. Sie zeigte lange, rote Streifen und dicke, breite Flecken.

»Blut!« keuchte Gomez hinter mir. »Das ist Blut, Señor Sinclair. Ich habe es untersucht.«

Er hatte recht. Das war die Erbschaft der Lavinia di Luna. Ich schüttelte den Kopf. Diese Masse, woher war sie gekommen? Wieso schaffte sie so etwas?

Ich schaute nach links und erkannte dort die andere Wand, die ebenfalls beschmutzt worden war.

In großen Lettern hatte die Blutfrau eine Warnung darauf geschrieben. Du bist der nächste in der Reihe...

Die Farbe war an den unteren Rändern der Buchstaben etwas verlaufen. In dünnen Fäden rann sie auf der Tapete nach unten und verteilte sich auf dem Teppich.

Ich wandte mich wiederum. Gomez starrte mir in die Augen. Er holte einige Male Luft, bevor es ihm gelang, eine Frage zu stellen. »Na und, was sagen Sie jetzt?«

»Haben Sie die Person gesehen?«

»Nein und noch mal nein. Sie hat mich besucht, ohne daß ich es merkte. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Mit meinem Freund hat sie angefangen, dann war Señora Pinosa an der Reihe, und als nächster werde ich folgen.« Er rautte seine Haare. »Es ist furchtbar, wenn man die Kälte des Schwerts schon im Nacken spürt.«

»Noch leben Sie, Señor Gomez.«

»Wer will mich denn schützen?« Er hob die Schultern und zeigte auf mich. »Sie vielleicht?«

»Mal sehen.«

»Das ist keine Antwort. Ich lebe weiter mit der verfluchten Angst, und Sie...«

»Senor Gomez«, sagte ich so ruhig wie möglich. »Ich kann Ihre Furcht verstehen. Ich weiß, was Sie durchgemacht haben. Sie sollten sich persönlich einen Gefallen tun. Denken Sie daran, daß Sie noch leben. Sie sind nicht gestorben, auch wenn Sie sich manchmal so fühlen. Haben wir uns verstanden?«

»So kann auch nur jemand reden, der diese furchtbaren Dinge noch nicht mitgemacht hat.« Er winkte ab und drehte mir den Rücken zu. Wie ein Greis verließ er den Raum.

Ich sah keinen Grund, ihm zu erklären, was ich schon alles mitgemacht hatte. Es wäre auch sinnlos gewesen, er war eben zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt.

Wir gingen gemeinsam zurück in die Halle. Gomez hatte sich wieder gefangen. Nur die Bleichheit in seinem Gesicht zeigte an, unter welch einem Druck er stand.

»Ich werde jetzt gehen«, sagte ich zum Abschied. »Halten Sie den Kopf hoch.«

»Polizeischutz.«, flüsterte er. »Ich werde Capitan Sanchez bitten, mir Polizeischutz zu gewähren.«

»Das bleibt Ihnen freigestellt.«

»Dann sind Sie dafür?«

»Es ist besser, als würden Sie nichts tun, Sehor.« Ich nickte ihm zu. »Wir sehen uns später, bestimmt sogar.«

»Ein Optimist sind Sie«, rief er mir nach.

Ich verließ das Hotel del Sol und dachte an mein Treffen mit Juan. Den Weg zurück zur Bodega fand ich auch allein. Diesmal zog ich den Kopf ein, als ich die Türschwelle übertrat. Es saßen mehr Gäste in dem dunklen schlauchartigen Raum. Es roch nach Rauch, und aus der Küche strömte der Geruch von Bratfisch.

Der Wirt erkannte mich wieder. »Nehmen Sie jetzt ein Wasser?« fragte er mich.

»Si. War Juan schon hier?«

»Nein.«

»Danke.«

Die Einheimischen an der Theke schauten mich an. Ihnen lagen die Fragen auf der Zunge, das war zu sehen, doch es traute sich niemand, sie mir zu stellen.

Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß sich Juan bereits um fünf Minuten verspäten würde, wenn er jetzt eintraf. Zwar noch kein Grund zur Besorgnis, in Anbetracht der Dinge fand ich es gar nicht so gut. Ich wäre doch besser bei ihm geblieben, denn die Blutfrau kannte keine Gnade. Meine Befürchtungen bestätigten sich nicht. Der nächste Gast, der das Lokal betrat, war Juan. Ich wunderte mich darüber, daß er eine dunkle Brille trug.

Er wirkte nervös. »Können wir sofort gehen?« fragte er hastig.

»Natürlich. Ich muß nur noch zahlen.«

»Si, ich warte draußen.«

Ich legte das Geld hin und ging, ohne eine Erklärung abzugeben. Der Junge lehnte an der Mauer. Die Sonne stand schon sehr tief. Noch strahlte sie über die Dächer von Etula, und Juan hielt sein Gesicht den Strahlen entgegen.

»Du hast etwas erlebt«, stellte ich fest.

»Ja, es war furchtbar. Die Blutfrau war bei mir.« Er sprach leise und mit stockender Stimme.

»In eurem Haus?«

»Da habe ich sie gesehen!«

»Was wollte sie?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte er. »Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Sogar töten wollte ich sie. Mit einer Schere. Ich konnte mich nicht überwinden.«

»Erzähle mal Einzelheiten.«

Das tat er, und ich hörte ihm sehr genau zu. Ich konnte nachfühlen, wie ihm zumute gewesen sein mußte, als die Blutfrau plötzlich den Mund geöffnet hatte. Würmer also!

Auch ich schüttelte mich im nachhinein, wenn ich daran dachte, daß ich die Person geküßt hatte. Das traf den härtesten Nerv.

»Sie hat dir tatsächlich nicht gesagt, wo sie hingehen will?« erkundigte ich mich.

»So ist es.«

Ich räusperte mich. »Dann kann es bei unserem Plan bleiben, daß du mir die Höhle zeigst.«

»Klar.«

»Dann komm auch.«

Wir hatten den Ort verlassen, waren einen langen, sehr steinigen Hang hochgestiegen, befanden uns nun auf der Höhe und konnten auf Etula hinabsehen.

Die Häuser wirkten klein, der Hafen ebenfalls, und das Meer war dunkel geworden, denn die Sonne hatte sich mittlerweile versteckt, ohne daß schon die Nacht hereingebrochen wäre. Pin herrliches Bild. Juan hatte dafür keine Augen. Er kannte die Umgebung seiner Heimat. Mit großen, raumgreifenden Schritten ging er weiter. Hin und wieder schaute er sich um, was ich auch tat, und ich konnte ihn jedesmal beruhigen. »Keine Sorge, wir werden nicht verfolgt.«

»Ich dachte an sie!«

»Sie wird entweder in ihrem Versteck sein oder noch im Ort. Die beiden Möglichkeiten gibt es.«

»Und wenn sie unten ist?«

Ich lächelte. »Werde ich mich stellen. Ich muß mich stellen und es einfach zu Fnde bringen.«

»Ja, das denke ich auch.«

»Wie weit müssen wir noch laufen?«

»Wir bleiben auf der Höhe.« Juan hatte seine dunkle Brille schon vor einer Weile abgenommen. Ich sah sein Gesicht ganz und konnte feststellen, daß die Wangen vom Weinen gerötet waren. Mit den Augen verhielt es sich ebenso.

Der Abendwind wehte gegen uns. Er brachte den Blütenduft mit, auch feinen Staub, so daß ich die Augen stets ein wenig verengt hielt.

Das Gelände war nicht glatt. Der Felsen hatte regelrechte Wellen geschlagen. Wir mußten über kleine Hügel steigen und auch in Mulden hinabgehen. Manchmal passierten wir braungraues Krüppelgehölz, die einzige Vegetation hier oben.

Juan, der vorging, blieb stehen und zeigte auf eine dunkle Insel. »Dort ist es«, erklärte er mir. »Da befindet sich der Abstieg in den Schacht.«

»Gelangt man nur durch ihn zum Ziel?«

»Keine Ahnung. Vielleicht auch von der Küste her. Aber da habe ich nichts entdeckt.« Er trat mit dem Fuß auf. »Unter uns muß eine große Höhle sein, in der sie die langen Jahre über gelebt hat.«

Ich nickte. »Das Versteck ist tatsächlich gut getarnt.«

»Si. Auch ich habe es nur durch einen Zufall entdeckt. Dann wurde ich neugierig. Ich sah die Leiter, bin sie aber nie nach unten geklettert.«

»Wie hat dann die Blutfrau Kontakt mit dir aufgenommen?«

»Sie ist gekommen. Sie hat gesprochen, zeigte mir die Hand. Ich wußte, was sie wollte.«

»Dann mal los!« Ich schlug ihm auf die Schulter, um den Jungen aufzumuntern.

Mittlerweile wanderten die langen Streifen der Dämmerung über die Felsen. Auch der Himmel war dunkler geworden, von der Sonne sahen wir längst nichts mehr, dafür war der Mond aufgegangen. Juan war wieder vorgegangen. Da er plötzlich an Größe verlor, war er in

eine Mulde getaucht. Ich folgte ihm und fand das Gehölz zum Greifen nahe.

Der Junge zeigte mir den Weg. Er umging das Gehölz, bog Zweige zur Seite, dann standen wir vorder Luke, die kaum zu erkennen war. Ich leuchtete mit der Stablampe und sah auch den Ring, der umklammert werden mußte.

Juan wollte nach ihm greifen, ich hielt seine Hand fest. »Noch nicht, Junge.«

»Was ist denn?«

»Wir wollen erst einmal besprechen, wie wir vorgehen. Einverstanden?«

»Ja, gut...«

»Wenn die Luke gleich offen ist, werde ich in den Schacht steigen. Du bleibst hier oben.«

»Wieso?«

»Du bleibst hier, Junge. Sollte etwas geschehen, warnst du mich. Dann schreist du in den Schacht. Klar?«

Er nickte. Sein Gesicht sah dabei verbissen aus. Ich hoffte nur, daß diese Entschlossenheit auch anhielt.

Gemeinsam umklammerten wir den Ring. Es kostete uns Kraft, den Deckel hochzuziehen. »Das habe ich sonst immer allein geschafft«, sagte Juan keuchend und faßte die bereitliegende Stange, um den Deckel kanten zu können.

»Alle Achtung.«

Im Licht der Dämmerung sah sein Gesicht bleich aus. »Wollen Sie es tatsächlich wagen, Senor? Noch können Sie zurück.«

Ich lächelte. »Wer einmal in den sauren Apfel hineingebissen hat, der sollte ihn auch aufessen.«

»Wenn Sie meinen.«

Bevor ich die Stableuchte an meinem Gürtel festhakte, strahlte ich noch in die Tiefe.

Das Licht füllte den Schacht so weit aus, daß es auch an seinen Innenrändern hinabfloß, aber irgendwo in der Tiefe versiegte. Ich sah auch die Steigeisen aus Metall, die von einer dicken Rostschicht überzogen waren. In der Mitte jedoch war der Rost durch die zahlreiche Tritte abgefallen. Dort traf das Licht auf blankes Metall.

»Viel Glück, Señor Sinclair«, sagte Juan. »Ich... ich drücke Ihnen beide Daumen.«

»Gib du acht, daß du dich nicht überraschen läßt.«

»Klar, mache ich.«

Ich stieg in den Schacht und fand auch einen einigermaßen sicheren Halt. Da bröckelte nichts ab, da rissen keine Haken aus der Innenwand, die aus blankem Fels bestand und nicht so glatt war wie bei einem normalen Schacht.

Bevor mein Kopf verschwand, schaute ich noch einmal hoch. Über mir sah ich Juans Gesicht. Mir schien es, als würden Tränen in seinen Augen glitzern.

»Kopf hoch, Junge, wir schaffen das schon.«

Er sagte nichts, und ich stieg tiefer in die Finsternis des Schachts hinein. Es war nicht zum erstenmal, daß ich eine Reise wie diese hier unternahm. Schon öfter hatten tiefe Schächte oder Brunnen Geheimnisse verborgen, die meine Freunde und ich ans Tageslicht hatten zerren müssen.

Ich kam mir auch nicht vor wie ein forscher Hans-Dampf. Die Sicherheit, der richtige Tritt, das vorherige Abtasten, das war alles sehr, sehr wichtig.

Und so schluckte mich die Tiefe, die Erde und auch der alte, feuchte muffige Geruch, der die engen Schachtwände hochzusteigen schien, als wollte er eine Decke über mich werfen.

Noch ließ ich die Lampe ausgeschaltet. Hin und wieder warf ich einen Blick in die Höhe.

Die Rundung des Deckels wurde immer kleiner. Von Juan sah ich

nichts. Er schaute mir auch nicht nach.

Ich hatte mir die Luft eigentlich schlechter vorgestellt. Okay, sie stank, aber sie war zu atmen.

Als ich zum erstenmal die Lampe einschaltete und in die Tiefe schaute, enthüllte mir der Lichtkreis den ersten großen Hoffnungsschimmer. Er hatte ein Ziel getroffen.

Soweit ich erkennen konnte, mußte es sich dabei um einen ebenfalls felsigen Boden handeln, denn der Boden glänzte dementsprechend. Die Steigeisen hielten auch weiterhin. Ich kletterte sogar schneller und schaffte es innerhalb kurzer Zeit, mit beiden Füßen fest aufzusetzen. Tief atmete ich durch. Ob Juan mir nachgeschaut hatte, war nicht mehr zu erkennen. Ich rief auch keine Erklärung den Schacht hoch und machte mich an die Untersuchung dieses unheimlichen Ortes. Daß ich in einer großen Höhle gelandet war, lag auf der Hand. Im breiten Strahl der Lampe inspizierte ich den Felsboden, der feucht schimmerte und auch moosige Stellen aufwies.

Obwohl die Höhle eine ziemlich hohe Decke besaß, kam ich mir vor wie in einer Gruft.

Alles wirkt eng und schmal. Die dunklen Wände schienen sich zu bewegen und auf mich zuzuwachsen.

Durch diesen Eindruck verstärkte sich automatisch das ungute Gefühl. Ich reagierte auf gewisse Dinge sehr sensibel. Hier spürte ich, daß einiges nicht stimmte.

Etwas hielt sich außer mir noch innerhalb der Höhle auf. Was es genau war, konnte ich nicht sagen. Auch als ich in die Runde leuchtete, war es nicht zu entdecken.

Es war jedenfalls vorhanden. Kein Mensch, dafür ein Fluidum. Etwas, das die Zeiten überdauert und sich in dieser Höhle manifestiert hatte. Jedenfalls war es nicht sichtbar, das traf natürlich auch auf Geister zu. Wurde ich möglicherweise von Geistern belauert und beobachtet?

Der Lichtkegel wanderte an den feuchten Felswänden entlang. Ich ließ ihn auch über den Boden streifen, ging selbst dabei vor und schrak zusammen, als ich ein anderes Ziel traf als nur den nackten Fels. Vor mir schimmerte etwas Helles. Es hob sich deutlich von dem dunkleren Untergrund ab.

Erst als ich fast heran war und es anleuchtete, konnte ich erkennen, um was es sich handelte.

Es waren Knochen.

Bleiche Gebeine, nicht sehr groß. Sie stammten auch nicht von einem Menschen.

Mir fiel natürlich sofort ein, welch einen Auftrag Juan von der Blutfrau bekommen hatte. Er war losgeschickt worden, um Nahrung zu besorgen. Das hatte er getan, und Lavinia di Luna hatte sich tatsächlich von den Tieren ernährt. Zurückgeblieben waren ihre Knochen, die im Licht der Lampe bleich schimmerten.

Nun ja, da hatte ich den Beweis bekommen. Es waren nicht die einzigen makabren Reste, die ich fand. Auch ein paar Meter weiter lagen die schaurigen Erinnerungen.

Hier also hatte die Blutfrau die Jahrhunderte überlebt. Ein nach außen hin perfekter Körper. Innerhalb jedoch verfault und vermodert, gefüllt mit Würmern und anderem Kriechgetier.

Furchtbar...

Ich verscheuchte meine Gedanken an die Blutfrau und wanderte weiter, immer von dem Gefühl begleitet, unter Beobachtung zu stehen, obwohl ich niemanden sah.

Halbhoch ließ ich den Strahl kreisen und schwenken, bis er auf etwas Schwarzes, Glänzendes traf.

Zuerst dachte ich an die Felswand, dafür aber war das Gestein einfach zu glatt.

Mit drei kleinen Schritten hatte ich das neue Ziel erreicht — und bekam große Augen.

Vor mir stand ein Altar!

Aus schwarzem Stein gefertigt. Glatt wie ein Spiegel. Vielleicht knapp über zwei Meter lang. In der Höhe erreichte er meine Oberschenkel. Breit war er nicht ganz einen Meter.

Rin Altar innerhalb der Höhle!

Was hatte das zu bedeuten? Die Antwort war nicht sehr schwierig. Wahrscheinlich hatte jemand in früherer Zeit hier seine Opfer getötet. Ob Mensch oder Tier, darüber konnte ich nur spekulieren. Jedenfalls war dieser Altar vorhanden, und das mußte einen Grund haben, der auch mit Lavinia di Lima zusammenhing, davon ging ich aus.

Ich umrundete ihn einmal, konnte aber nichts entdecken, was mich weitergebracht hätte.

Auch auf der Rückseite war die Fläche glatt und ohne die Andeutung eines Musters.

Hier mußte ihre eigentliche Wirkungsstätte gewesen sein. Ich hatte sie gefunden, nur Lavinia selbst war nirgendwo zu sehen. Rbensowenig wie ein zweiter Ausgang. Mir blieb eigentlich nichts anderes übrig, als auf die Blutfrau zu warten. Sie hatte mir nach unserem zweiten Treffen erklärt, es dem Zufall überlassen zu wollen, wann wir uns wiedersehen. Daran glaubte ich nicht. Ich wußte, daß sie diesen Zufall bewußt steuerte, und konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß sie mich hier in der Höhle allein lassen würde.

Zunächst verging Zeit.

Ich hatte Muße, mich auf die Stille zu konzentrieren. Hin und wieder wurde sie von typischen Geräuschen unterbrochen. Immer dann, wenn Wassertropfen von der Decke oder den höher gelegenen Stellen der Wände zu Boden fielen.

Zugleich wirkten diese Laute einschläfernd auf mich. Automatisch ließ meine Wachsamkeit nach.

Ich schreckte dann nahezu hoch, als ich ein anderes Geräusch

vernahm, das nicht in die Stille passen wollte.

Rs war ein leises Klirren...

Sofort spannte ich mich. Wenn mich nicht alles täuschte, war es jenseits des Altars aufgeklungen, und ich hatte dieses Geräusch auch schon gehört, kam im Moment nicht darauf, wo es gewesen war. Ich leuchtete über den Altar hinweg. Noch bevor der Kegel ein Ziel erwischte, fiel es mir wieder ein.

Dieses leise Klappern entstand, wenn sich die Metallplatten auf dem Stirnband der Blutfrau bewegten und gegeneinander schabten. Demnach konnte Lavinia di Lima nicht weit sein.

Der Gedanke schwebte noch in meinem Hirn, als der Lichtkegel das Ziel traf. Rs war die Blutfrau — doch wie hatte sie sich verändert? Sie sah aus wie Tod und Sünde zugleich...

Es war schon sehr lange her gewesen, daß Juan gebetet hatte. Das änderte sich nun, als er neben dem Einstieg hockengeblieben und gesehen hatte, wie John Sinclair verschwand.

Er bewunderte den Mut des Mannes. Nach all den Dingen, die geschehen waren, hätte er es nicht fertiggebracht, in die dunkle Tiefe zu steigen. Er hielt die Hände gefaltet. Seine Gebete bestanden aus eigenen Einfällen, und er schloß auch seine Tante in die hastig gestammelten Worte mit ein.

Konnte das wirklich alles gutgehen, oder hatten sie sich nicht doch zuviel vorgenommen?

Die Blutfrau war gefährlich. Sie hatte ihren Weg rücksichtslos eingeschlagen und würde auch um keinen Schritt von diesem Pfad abweichen. Letztendlich bedeutete ihr Erscheinen den Tod. Die Dunkelheit nahm immer mehr zu. Juan kam es vor, als würde man hoch über ihm am Himmel Schablonen zusammenschieben. Dafür konnte er den Mond besser erkennen. Sein Umriß zeichnete sich fahlgelb ab. Erschien die Erde wie ein Auge zu beobachten. Juan

beobachtete die Schachtöffnung. Er saß dicht am Rand, hatte sich vorgebeugt und sah John Sinclair nicht, weil er im Dunkeln in die Tiefe stieg.

Der junge Spanier bewunderte den Mut des Mannes. Er hätte ihn nicht gehabt.

Seine Gedanken kehrten zur Blutfrau zurück. Jetzt wunderte er sich darüber, daß er sich von dieser Person so hatte einwickeln lassen. Vielleicht war es seine Einsamkeit gewesen, die ihn hatte so handeln lassen. Tante Esmeralda hatte sich so intensiv nicht um ihn kümmern können. Möglicherweise war Juan deshalb erwachsener als andere Jungen in seinem Alter. Er lachte auch weniger, das Leben hatte ihn schon jetzt gezeichnet.

Juan wartete darauf, den Lichtschein sehen zu können. Wenn Sinclair den Grund des Schachts erreicht hatte, würde er bestimmt seine Lampe einschalten, das mußte er sogar.

»Wartest du auf ihn, Juan, mein kleiner Liebling?«

Der Junge wäre vor Schreck fast nach vorn in die Öffnung gekippt, als er die Stimme vernahm. Seine Augen hatten einen starren Blick bekommen. Er begann zu zittern und ärgerte sich plötzlich, daß er zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen war und daher nicht auf die Umgebung geachtet hatte. »Lavinia...«

»Si, ich bin gekommen, Junge. Willst du mich nicht anschauen? Los, dreh dich um!«

Es fiel Juan schwer. Er haßte es, in das Gesicht der Mörderin schauen zu müssen, auch wenn sie ihm einmal sympathisch gewesen war. Als er sich nicht rührte, ging sie noch weiter vor und legte ihm ihre Hand auf die Schultern. Wieder rieselte es kalt über seinen Rücken, das merkte Lavinia.

»Was ist denn los mit dir? Hast du Furcht vor mir?«

»Si...«

»Weshalb?«

»Weil du eine Mörderin bist!« preßte er hervor und wagte nicht, sich umzudrehen und ihr ins Gesicht zu schauen. »Du bist eine Mörderin. Du hast drei Menschen...«

»Das weiß ich doch alles. Es gehört auch dazu, mein Junge. Ich stamme aus einer anderen Zeit, ich habe eine Aufgabe zu erfüllen. Verstehst du das nicht? Ich habe eine Vertrauensperson gesucht und sie in dir gefunden, mein Lieber. Du solltest stolz darauf sein.«

»Ich bin es nicht, und ich werde es nie sein!« keuchte er. »Ich kann dich nur noch hassen!«

Ihr Griff verstärkte sich. Auch bewegte sie ihre Finger und drückte härter zu. »Dreh dich um, Juan!« Jetzt glich die Aufforderung einem Befehl. Juan gehorchte. Sofort löste sie ihre Hand, so daß er frei war. Lavinia di Luna ging einen Schritt zurück. Sie wuchs vom felsigen Untergrund in die Höhe wie eine Statue. Unbeweglich stand sie da. Es herrschte ein ungewöhnliches Licht, nicht völlig finster, etwas grau, als würde die Sonne noch hinter der schwarzen Wand stehen und versuchen, sie zu durchdringen.

Scharfe Konturen malten sich ab, und Juan konnte Lavinia di Luna ziemlich deutlich erkennen.

Sie lächelte. Das Gesicht verzog sich dabei, als bestünde die Haut aus Gummi.

»Jetzt siehst du mich«, sagte er.

Die Blutfrau nickte. »Du hast mich verraten, Juan. Du hast mich verraten...«

»Ich?« Er wies auf seine Brust. »Das ist doch nicht wahr. Nein, du hast dich selbst verraten. Durch deine Untaten...«

»Es mußte sein!«

»Dafür hasse ich dich!«

Die Blutfrau schaute ihn an. »Du weißt, Junge, daß ich Geduld mit dir gehabt habe. Aber strapaziere sie nicht zu stark, sonst muß ich dich bestrafen, wie es sich für einen Verräter gehört.«

»Du mich bestrafen? Wofür?«

»Erinnere dich daran, daß ich dir befohlen habe, niemandem diesen Einstieg zu zeigen. Du hast dich nicht daran gehalten. Du bist mit John Sinclair hergekommen...«

»Deinem Freund!«

Die Blutfrau lachte. »Freund, mein Lieber? Was weißt du denn schon davon!«

»Ihr seid zum Strand gegangen und...«

»Das stimmt. Es war Berechnung meinerseits. Ich habe bewußt seine Bekanntschaft gesucht und ihn in meine Fänge gelockt. Ich hatte es von vornherein auf ihn abgesehen.«

»Weshalb denn?«

»Er hat etwas Besonderes an sich!« flüsterte Lavinia. »Ich weiß nicht genau, was es ist, noch habe ich es nicht herausgefunden, aber es ist vorhanden. Kennst du dich aus?«

Juan hob die Schultern. »Wie sollte ich denn? Wie sollte ich mich auskennen?«

»Er muß dir von sich erzählt haben.«

»Si, das hat er.« Juan nickte. Bei seinen nächsten Worten schwang Triumph mit. »Er hat etwas Besonderes an sich. Es ist möglicherweise sein Beruf, denn er arbeitete für die Polizei. Er ist ein englischer Polizist. Scotland Yard...«

»Was ist das?« fragte sie scharf.

»So etwas wie die Guardia Civil...«

»Ach, davor brauche ich mich nicht zu fürchten. Sie tapen im dunkeln. Sie werden nie etwas begreifen.« Lavinia di Luna lachte und hob dabei die Schultern. Dann ging sie auf Juan zu, der sich plötzlich fürchtete und einen Schritt zur Seite trat.

»Was hast du vor?«

»Das wirst du gleich sehen. Ich treffe meine Vorbereitungen.« Sie bückte sich und entfernte die Stange, die die Schachtoöffnung in der

Schrägen hielt.

Der Deckel kippte.

Juan gefror der Schrei auf den Lippen. Er traute sich auch nicht, Lavinia di Luna anzugreifen. Untätig hatte er mit ansehen müssen, daß sie den Eingang verschloß.

»So«, sagte sie, »dieser Weg ist versperrt. Jetzt wird das Innere des Berges zu seinem Grab werden!«

Der Junge hatte die Hände zu Fäusten geballt. Kälte kroch von unten her durch seine Beine und umklammerte auch sein Herz. Ein Ring aus Eisen schien sich um die Brust gelegt zu haben. Wenn er Luft holte, hatte er Mühe und spürte Schmerzen.

»Du... du willst ihn dort unten sterben und vermodern lassen?« fragte er leise.

Sie lächelte. Ihre Lippen bewegten sich dabei, und Juan zeigte sich irritiert. »Verdient hätte er es. Das gleiche hat man mit mir gemacht, aber ich besaß die Kraft des Mondes. Lavinia di Luna. Man hat mich damals die Mondgöttin genannt, die Göttin der Nacht, der Finsternis. Sie wollten mich töten und irrten sich gewaltig. Ich werde ihn nicht vermodern lassen, obwohl er es verdient hätte. Ich werde mit ihm reden, ich werde zu ihm gehen. Er soll erleben, wie es ist, wenn man eine Person wie mich abweist.«

Juan hatte zugehört, aber nicht sehr viel begriffen. Er nickte trotzdem und fragte dann: »Was ist mit mir?«

»Du, mein Junge?« Sie lachte auf. »Mit dir habe ich auch noch etwas vor. Du wirst mich begleiten.«

»Wohin?«

»Zum Strand, zum Meer, wo sich der Mond in den Wellen spiegelt. Ich kenne mich aus, du nicht. Ich habe lange, sehr lange Zeit gehabt, um nach gewissen Dingen suchen zu können.« Sie streckte ihm ihren Arm entgegen. »Nimm meine Hand!«

»Die Hand einer Mörderin?« Juan schüttelte sich. »Niemals, sage

ich. Niemals!«

»Nimm sie!«

Juan erschrak, als er die Schärfe in ihrer Stimme hörte. Er spürte den Schweiß in seinem Nacken, dann nickte er, weil er sich trotz allem nicht gegen sie stellen konnte.

Er trat zögernd auf sie zu, streckte auch seinen Arm aus, und ihre Hände fanden den Kontakt.

»Das ist gut. Spürst du mich? Spürst du nicht die Kraft der Lavinia di Luna? Der bleiche Mond hat mich gezeichnet. Seine Strahlen stecken in mir, die Göttin der Finsternis ist wieder da.« Sie brachte ihr Gesicht dicht an ihn herab, hielt ihn dabei fest, und der Junge schaute nicht nur auf den matt glänzenden Reif, sein Blick fiel auch in ihr Gesicht. Dabei vergaß er die Kälte der Hand und lauschte ihren Worten.

»Ich lebe durch die Kraft des Mondes. Es ist mir gelungen, seine Strahlen aufzufangen, weißt du, wo sie stecken? Schau mich an! Sieh in mein Gesicht, in meine Stirn, wo das Band herläuft. Es besteht aus silbernen Plättchen. Ihnen ist es gelungen, die Kraft des Mondes aufzunehmen. Sein kaltes Licht ist in ihnen gefangen und wird als Energie an mich weitergegeben. Es erhält mich am Leben. Das Band ist die Verbindung zwischen ihm und mir.«

Juan hörte die Worte, aber sie glitten ab. Sein Blick konzentrierte sich auf das Gesicht der Blutfrau. Hatte er vor kurzem noch das Gefühl gehabt, als würden sich ihre Lippen bewegen, so mußte er jetzt zugeben, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Sie bewegten sich tatsächlich. Aber nicht, weil sie zitterten, aus dem Mund drang etwas hervor...

Tiere...

Sehr klein, dunkel, mit einem harten Panzer umgeben, der einen grünlichschwarzen Glanz abgab. Käfer...

Er zuckte zurück und wollte sich aus dem Griff der Blutfrau

befreien. Das war nicht möglich.

Lavinia hatte seinen Vorsatz durchschaut und hielt sie eisern fest. »Nein, du entkommst mir nicht. Du bleibst bei mir, denn ich will dich mitnehmen.«

»Warum?«

»Weil du erleben sollst, wie er stirbt.«

Juan hatte nur Augen für ihr Gesicht. Nicht allein durch die Lippen krochen die Käfer, irgendwelche Tiere hatten den Weg auch durch die Ohrlöcher gefunden.

Es waren kleine Spinnen, die es sich auf dem Gesicht sehr wohl zu fühlen schienen.

Er wußte nicht, weshalb diese Tiere aus ihrem Körper krochen. Die Frage wagte er nicht zu stellen, sie stand jedoch in seinen Augen, und das merkte Lavinia.

»Du bist überrascht?« Sie lachte leise. »Das kann ich mir denken, mein junge. Aber ich liebe diese Tiere. Ich habe mich lange von ihnen ernährt, verstehst du?«

»Nein, nein...«

»Sie sind ähnlich wie ich, mein Junge. Es sind Tiere der Nacht. Sie leben in der Dunkelheit. Wenn die Sonne scheint, verkriechen sie sich in Höhlen oder finden Verstecke unter den schweren Steinen. Auch ich habe das Licht der Sonne gehabt, der Mond ist für mich wichtiger. Aber ich habe gelernt, mich auch im Sonnenlicht zu bewegen, leider fällt es mir noch immer schwer. Nach einer gewissen Zeit muß ich einfach weg und dunkle Orte aufsuchen. Jetzt haben wir Nacht. Und die Nacht ist mein Reich. Schau in die Höhe, dort wirst du den Mond sehen. Er ist nicht voll, doch er nimmt allmählich zu, deshalb wird seine Kraft ständig stärker...«

»Hör auf!«

Lavinia di Lima lachte. Sie setzte sich in Bewegung und riß den Jungen kurzerhand mit. »Du bleibst bei mir!« versprach sie. »Und

zwar für immer!«

Juan zitterte vor Angst...

Lavinia di Luna stand im Lichtkegel meines Scheinwerfers, als wäre sie bei einer Stellprobe auf einer Theaterbühne, um dort ausgeleuchtet zu werden.

Es war kein Erscheinen oder Kommen bei ihr, diese Person genoß einfach ihren Auftritt.

Sie war da und fühlte sich so unwahrscheinlich sicher. Ich wußte auch nicht, woher sie gekommen war, mußte aber zugeben, daß sie mich abstieß und gleichzeitig faszinierte.

Der innere Widerspruch lag möglicherweise an ihrem Aufzug, denn so wie jetzt hatte ich sie noch nie zuvor gesehen.

Trug sie überhaupt Kleidung?

Ja, doch sie wirkte mehr nackt als angezogen. Um ihre Hüften hatte sie ein Band gewickelt, kaum breiter als ein Tangahöschen. Das Band von roter Farbe lief vorn in einen langen Schal aus, der zwischen ihren leicht gespreizten Beinen bis zum Boden hin lief und ihn dort berührte. Ihr Busen lag frei, nur waren die Spitzen nicht zu sehen, denn sie wurden von halbmondförmigen Metallplättchen bedeckt. Über ihre Schultern hinweg ragten zwei eingeschnittene Flügel, und das Band auf ihrer Stirn unter dem nachtschwarzen Haar glänzte matt.

Sie kam sich vor wie eine Königin. Ihr Gesicht blieb unbeweglich, während sie mich aus ihren blauen Augen unverwandt anschaute und es ihr auch nichts ausmachte, in den Lichtkegel der Lampe zu sehen.

»Willkommen, John Sinclair. Willkommen in meinem Reich, das ich so lange nicht mehr verlassen konnte.«

Ich wollte auf Höflichkeiten verzichten und dachte da eher praktisch.

»Wo kommst du her, Lavinia?«

»Ich bin hier...«

»Das sehe ich. Welchen Weg hast du genommen? Du bist mir nicht nachgeklebert.«

»Nein, aber ich habe die Schachthöföffnung verschlossen«, erklärte sie leise.

In mir rasselten sofort die Alarmglocken. Wenn das tatsächlich stimmte, mußte sie auch mit Juan in Kontakt getreten sein. »Und der Junge?« fragte ich. »Was ist mit Juan? Du mußt ihn gesehen haben, wie mir scheint. Er hat gewartet...«

»Stimmt, ich sah ihn!«

»Lebt er?«

Sie amüsierte sich über meine Frage. »Tch habe ihn nicht getötet«, erklärte sie.

Das mußte ich ihr glauben, aber ich wollte auch noch mehr über sie wissen. »Jetzt, wo wir uns gegenüberstehen, möchte ich gern wissen, mit wem ich es zu tun habe. Du bist äußerlich eine Schönheit, von der auch ich mich habe blenden lassen. Aber innerlich bist du verfault, verrottet, längst kein Mensch mehr...«

»Ich bin Lavinia di Luna, die Königin des Mondes, die Göttin der Finsternis, die Blutfrau...«

»Wunderbar. So viele Namen hat man mir nicht gegeben. Wem dienst du? Wer hat dich all die Jahre über am Leben gehalten? War es der Teufel? Hat dich der Satan...?«

»Nicht er.«

Beinahe wütend schüttelte die Blutfrau den Kopf. »Nein, nicht der Satan.«

»Wer dann? Wer steht hinter dir?«

»Der Mond. Ich habe seine Kraft eingefangen. Als man mich damals in diese Höhle trieb, habe ich um das Band gebeten, das du auf meiner Stirn siehst. Es ist ein besonderes Material. Es kann die Kraft des Mondes auffangen. Es lebt durch sein Licht, durch seine

Strahlen, die von ihm noch verstärkt und an mich weitergegeben werden. Deshalb kann auch ich leben...«

»Nein, nicht leben. Nur existieren. Du bist nicht mehr als eine Hülle, denn du besitzt keine Seele. Man kann dich als eine Untote bezeichnen, als einen Zombie. Die Blutfrau hat kein Recht zu existieren und sich vom Blut anderer zu ernähren...«

»Was sagst du da?« schrie sie mir entgegen. »Ich habe kein Recht? Daß du dich nicht irrst! Damals, als ich hier an der Küste herrschte und von den Piraten als Königin anerkannt wurde, da fielen die Menschen vor mir auf die Knie. Sie baten die Blutfrau um Gnade. Ich war hier die Königin, ich kontrollierte das Land, und ich bekam die Schätze der Piraten, die sie von ihren Raubzügen mitbrachten. Man ehrte mich, man verehrte mich.«

»Und dennoch hat man dich vernichten wollen.«

»Ja, aber es waren keine Menschen, die dies geschafft haben. Die Natur geriet aus den Fugen. Es gab eine Sturmflut, ausgelöst durch ein Erdbeben. Die Landschaft hier veränderte sich. Viele Menschen starben, als die Felsen anfangen zu wandern oder auseinandergerissen wurden. Häuser krachten zusammen, begruben Menschen unter sich. Die Flutwelle spielte mit den großen Schiffen, sie spülte sie an Land und ließ sie zwischen die Felsen krachen. Alle starben, aber ich überlebte. Ich wurde gefangen, denn ich konnte meine Höhle nicht schnell genug verlassen. Sie wurde verschüttet, und ein jeder dachte, ich wäre dabei umgekommen, aber ich lebte weiter. Das Band hatte die Kraft des Mondes aufgesaugt, es gab mir das Leben, und ich hatte mich auf den Altar niedergelegt, den du vor mir siehst. Ich ernährte mich von Tieren, von Würmern, von Käfern. Immer schmeckte ich deren Blut, so blieb ich die Zeiten über erhalten und konnte damit beginnen, mich zu befreien. Sehr viel später baute man einen Schacht. Die Männer, die es taten, wußten von mir nichts. Erst ließ ich sie den Schacht bauen, dann tötete ich

sie und trank ihr Blut. Ihre Gebeine sind längst vermodert, aber ich lebte weiter.«

»Du hast es geschafft, noch einen zweiten Ausgang zu finden?«

»So ist es.«

»Gelangst du durch ihn zum Meer?«

»Ja, denn auch das Wasser ist wichtig für mich. Seine dunkle Fläche enthält ebenfalls eine strahlende Kraft, die der Mond auf das Meer schickt. Es ist alles vorbestimmt, es ist alles Schicksal. So hatte es auch sein sollen, daß Juan den Schacht fand. Er war neugierig, ich nahm mit ihm Kontakt auf, und er besorgte mir die Tiere, deren Blut ich schluckte. Es gab mir die Schönheit zurück. Das Leben hatte ich durch mein Band, aber die Schönheit bekam ich erst später. Als es soweit war, konnte ich die Höhle verlassen und ging unter die Menschen. Ich wollte sie sehen, ich wollte erkennen, was sich verändert hat in all der langen Zeit, und es hat sich viel getan, doch die Menschen sind irgendwie gleich geblieben. Sie streben noch immer danach, reich zu werden, nur haben sie die alten Werte, die Sagen und Legenden vergessen, und das kann sie teuer zu stehen kommen. Lavinia di Luna, die Blutfrau, ist wieder da.«

»Nicht mehr lange!« sagte ich. »Willst du mich aufhalten?«

»Deshalb bin ich hier.«

Sie lachte. »Auch du gehörst zu den modernen Menschen, die auf die äußere Schönheit hereinfallen. Gib zu, daß du verrückt nach mir gewesen bist. Gib es zu!«

»Es stimmt!«

»Da siehst du es.«

»Ich frage mich nur, weshalb wir beide zusammengekommen sind. Weshalb hast du mich ausgesucht? War es wirklich ein Zufall?«

Sie überlegte einen Moment, bevor sie mir die Antwort gab. »Fast«, erklärte sie. »Ich kannte dich nicht, aber ich habe dich trotzdem gesucht, weil ich dich spürte, begreifst du das?«

»Nein!«

»Es ist ganz einfach, John Sinclair. Wer die Kräfte der Finsternis, der Dunkelheit des Firmaments und die des Mondes in sich spürt, der weiß Bescheid. Der ist sehr sensibel geworden, denn er kann schauen. Er spürt, er fühlt, er ist für gewisse Dinge aufgeschlossen. Und ich habe dich gespürt. Ich wußte plötzlich, daß es einen Menschen im Ort gibt, der anders ist, der mir auch gefährlich werden kann. Ihn wollte ich haben, ihn wollte ich aufspüren. Ich habe dich gesucht und bin den Strahlungen, die von dir ausgingen, nachgegangen. Ich sah dich auf dem Friedhof und später im Hotel. Wir gingen zum Strand...«

Daran wollte ich nicht unbedingt erinnert werden. »Dort wurde die Leiche angetrieben, eines von deinen Opfern.«

»Das ist wahr!«

»Weshalb hast du gemordet?«

»Blut, ich brauchte es!«

»Reichten dir die Tiere nicht mehr?«

»Nein, ich wollte eine Stufe höher gehen. Und ich tötete diejenigen Personen, die Juan, meinem Schützling, Böses wollten.«

»Fsmeralda Pinosa bestimmt nicht.«

»Sie hätte ich nicht getötet, aber sie wies mich ab. Verstehst du das? Sie wollte nicht, daß Juan mein Freund war. Sie wies mich einfach ab. Ist das nicht schlimm?«

»Wahrscheinlich hat sie gespürt, welch einen Einfluß du auf Juan ausgeübt hast.«

Lavinia lächelte schmal, bevor sie auf den Altarstein zuing und so dicht vor ihm stehenblieb, daß sie die Kante berührte. Dann spreizte sie die Hände und legte die Fingerkuppen auf den schwarzen, blanken Stein. Ich wußte nicht, was diese Gestik bedeuten sollte, bekam Sekunden später die entsprechende Aufklärung, als Lavinia di Luna ihre Hände im Uhrzeigersinn kreisförmig bewegte und auf dem

glattem Gestein ihre Spuren hinterließ.

Zunächst wollte ich nicht glauben, was ich sah, senkte den Strahl der Farnpe ein wenig, so daß der Kegel direkt über die Fläche streichen konnte und das hervorholte, was Lavinia dort hinterlassen hatte. Blut!

Kreise aus Blut. Mir wurde auch klar, wie das Blut an die Schlafzimmerwände des Hotelbesitzers geschmiert worden war. Diese Person brauchte nur mit ihren Fingerspitzen darüber hinwegzustreichen, dann hatte sie diese makabre Botschaft hinterlassen.

»Na, was sagst du?«

»Du steckst voll damit, nicht wahr?«

»Das stimmt. Ich lebe damit, ich brauche es.« Sie zog die Hände wieder zurück, drehte sie und hielt mir ihre Flächen entgegen. »Da, schau genau hin...«

»Danke, es reicht. Aber ich möchte noch einmal auf mich zurückkommen. Du hast mich also gesucht und gefunden, weil du herausfinden wolltest, wer ich bin.«

»So ist es. Ich habe es gemerkt. Du bist anders als die Menschen hier. Obwohl wir am Strand lagen, habe ich es noch nicht geschafft. Jetzt aber ist der Zeitpunkt gekommen. Du strahlst etwas ab, war mir nicht gefällt, ich merkte es sehr deutlich. Stärker als je zuvor.«

Da mußte ich ihr recht geben. Zwar strahlte nicht ich persönlich etwas ab, es war mein Kreuz, von dem diese Schwingungen ausgingen. Wer auf der anderen Seite stand und den Mächten der Finsternis zugetan war, der spürte es.

Am Strand hatte sie es nicht so deutlich merken können, da hing mein Kreuz nicht vor der Brust. Ich hatte es abgenommen gehabt und in die Badetasche gesteckt.

Jetzt trug ich es wieder bei mir, und das spürte sie.

»Wenn du das alles gemerkt hast, Lavinia«, sagte ich, »dann wird

dir auch klargeworden sein, daß ich zu den Menschen gehöre, die nicht den Kräften der Nacht zugetan sind. Die die Mächte der Finsternis nicht nur ablehnen, sie sogar bekämpfen. Weißt du jetzt mehr? Kannst du dir vorstellen, daß wir Todfeinde sind?«

»Ja, das kann ich!« In ihrem schönen Gesicht mit den regelmäßig geschnittenen Zügen regte sich nichts.

»Und nur einer von uns kann überleben. Es ist mein Beruf, mich mit Dämonen und finsternen Gestalten herumzuschlagen. Ich kämpfe gegen Geister, gegen...«

»Hör auf!«

»Weshalb? Hast du Furcht?«

Sie schüttelte den Kopf. Die Platten am Stirnreif klirrten leise gegeneinander. »Nein, nicht vor Menschen. Auch nicht vor dir, Sinclair. Ganz sicher nicht, obwohl du nicht so bist wie die meisten, aber auch ich bin stark.«

»Wir können es versuchen!«

»Ja«, sagte sie, »das könnten wir. Und zwar hier auf der Stelle. Es gibt da nur ein kleines Problem.«

»Und welches?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort, öffnete den Mund, und ich sah, wie sich etwas zwischen den Lippen hervorschob. Es war dunkel, es war glitschig, ein länglicher, dünner Körper, nicht die Zungenspitze, dafür ein Tier.

Sie hielt den Käfer zwischen zwei Fingern. Ich schluckte. Im weißen Licht der Lampe sah ich die Szene überdeutlich und bekam auch mit, wie sie den Käfer zerknackte.

Das Geräusch hörte sich an, als würde sie zwischen den Fingerkuppen trockene Baumrinde zerreiben.

Ich schüttelte mich. Das provozierte bei ihr ein Lachen. »Damit wirst du nicht fertig, wie?«

»In der Tat.«

»Ich habe mich all die Zeit von ihnen ernährt. Sie gehören zu mir. Ich habe immer wieder welche gefunden, und werde es auch weiterhin so halten. Diese Tiere gehören zu mir, sie haben mir das Leben gegeben, ich kann mich von ihnen ernähren.«

»Das weiß ich jetzt«, flüsterte ich. »Aber du hast von einem Trumpf gesprochen.«

Sie nickte mir zu. »Zwei sind es sogar. Schau auf den Altar. Sieh dir den glatten Stein an.« Wieder strich sie mit den Händen darüber, ohne allerdings Blutstreifen zu hinterlassen. »Ist er nicht herrlich, nicht wunderbar? So glatt wie ein Spiegel, und er besteht aus einem besonderen Material. Dieser Stein hat ebenfalls das Licht des Mondes gesehen und es sogar aufgesaugt. Er war wie ein trockener Schwamm, der das Wasser aufnimmt. Das Mondlicht hat ihn getauft, und er ist in dieser Höhle für mich der große Kraftspender.«

Ich nickte ihr zu. »Gut, das war der erste Trumpf. Wo oder wer ist dein zweiter?«

»Er hat einen Namen!« flüsterte sie mir entgegen. »Ja, er hat einen Namen, du kennst ihn...«

Bei mir leuchtete ein Kronleuchter auf. »Juan?« rief ich.

»So ist es.«

Ich ballte meine Hände. »Verdammt noch mal, was hast du dem Jungen angetan?«

»Nichts, noch nichts.«

»Wirst du es?«

»Natürlich werde ich ihn opfern, wenn es sein muß. Es kommt auf dich an, und gern mache ich es nicht.« Sie drehte sich mit Schwung um, berührte mit ihrem Hinterteil den Altar und legte sich nieder. Sehr langsam drückte sie sich dabei zurück. Es wirkte schon fast provozierend. Danach streckte sie mir die Arme entgegen. »Komm zu mir, Sinclair. Komm, wir wollen das beenden, was wir am Strand begonnen haben...«

»Du bist wahnsinnig«, sagte ich.

»Nein, ich will deine Stärke messen. Ich will mich mit dir vergleichen. Du bist ein Mann, der anders ist. Ich will wissen, wie anders du genau bist.«

»Nie!«

Sie lächelte. »Denkst du dabei nicht an Juan?«

Das also war es. »Natürlich«, sagte ich. Meine Stimme hörte sich kratzig an.

Sie lächelte im Liegen. Noch immer streckte sie mir die Arme entgegen.

»Komm her, ich will endlich wissen, ob du wirklich so stark bist, wie ich es fühlte.«

Ich setzte mich in Bewegung. Nur wenige Schritte brauchte ich, bis ich den Stein erreichte. Von dieser Stelle aus schaute ich genau auf sie. Mein Blick glitt über ihren Körper hinweg, von den nackten Füßen bis hoch zur Stirn. Sie bewegte ihre Finger. Katzenhaft kam sie mir vor.

»Willst du nicht?«

»Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Und was?«

»Moment noch.« Konnte ich es wirklich riskieren, ihr mein Kreuz zu präsentieren? Sie hatte geahnt, daß ich anders war als die meisten Menschen, eben weil ich das Kreuz trug.

Sie öffnete den Mund, als sie mich gespannt anblickte. Diesmal drangen keine Käfer zwischen ihren Lippen hervor, eine Zungenspitze entdeckte ich auch nicht.

Ich hatte meine Arme erhoben und die Hände am Nacken zusammengeführt, wo ich auch die dünne Silberkette spürte. Ich nahm sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

Dann streifte ich sie über den Kopf.

Das Kreuz rutschte hervor. Ich ließ Lavinia keinen Moment aus den

Augen. Sie spannte sich und wurde plötzlich starr, als das Kreuz auf meinem Handteller liegenblieb. »Meinst du das?« fragte ich leise...

Lavinia di Luna sagte nichts. Sie bewegte sich auch nicht. Die Blutfrau lag auf dem Altar wie eine Tote. So steif, so starr. Ihr Körper schien eingefroren zu sein.

»Meinst du das?« wiederholte ich die Frage. »Ich will es wissen. Spürst du die Strahlung?«

Sie richtete sich auf. »Ja!« flüsterte sie. »Das ist es. Das habe ich gemerkt. Du hast...«

»Es ist meine Waffe«, erklärte ich ihr. »Das Zeichen des Sieges. Der Beweis dafür, daß das Böse verloren hat, denn die Kräfte des Lichts haben es in die Tiefe geschleudert.«

»Nimm es weg!« forderte sie.

»Weshalb?«

Diesmal hatte ich Oberwasser bekommen. Ich hielt das Kreuz in der rechten und die Lampe in der linken Hand. Für die Blutfrau mußte es im Schatten liegen, weil es nicht direkt angestrahlt wurde. Dennoch konnte sie die Umrisse erkennen, und sie wußte auch, was es zu bedeuten hatte.

»Alle Kräfte, auf die du dich verlassen hast, Blutfrau, sind nichts gegen dieses Kreuz. Du wirst verlieren, denn du kannst es nicht überwinden. Das schafft selbst der Teufel nicht.« Ich hatte flüsternd gesprochen, aber sehr deutlich.

»Und Juan?« schrie sie. »Denkst du nicht auch an ihn?«

»Doch, daran denke ich. Du wirst mir auch sagen, wo ich den Jungen finden kann.«

»Nein ich werde...«

»Ganz ruhig, Lavinia«, fiel ich ihr ins Wort. »Wir beide machen das untereinander aus. Bisher hast du mit mir gespielt, diesmal ist es umgekehrt. Jetzt diktiere ich.«

Sie lag nicht mehr auf dem schwarzen Altar. Mit einem Ruck hatte sie sich hochgestemmt und stützte sich dabei auf den Ellenbogen ihrer angewinkelten Arme ab.

Längst hatte ihr Blick die Sicherheit verloren. Es war mir gelungen, sie in eine schlechtere Position zu bringen, und diese Tatsache nutzte ich auch weiterhin.

Ich senkte die rechte Hand.

Das Kreuz näherte sich dabei der schwarzen Altarplatte. Von einem kalten Mondlicht war sie erfüllt, so hatte mir die Blutfrau berichtet. Das Licht des Bösen sollte nicht weiter existieren, ich hielt ihm den anderen Pol dagegen und legte das Kreuz vorsichtig auf das schwarze Gestein. Ein irrer Schrei zitterte durch das Gewölbe. Lavinia hatte ihn ausgestoßen. Ihr Kopf war in den Nacken gedrückt worden, der Mund stand halb offen, ohne daß irgendwelches Getier über die Lippen gekrochen wäre. Sie mußte die Macht des Kreuzes spüren, dessen Kraft damit begann, den Stein zu zerstören.

Was die Jahrhunderte überdauert hatte, fand nun sein Ende. Ich hörte es knacken und knirschen. Gleichzeitig entstanden Risse, aus denen ein stinkender Dampf quoll.

Der überraschte mich.

In Sekundenschnelle war er so dicht und dick wie der Londoner Herbstnebel, so daß selbst der Schein meiner Lampe von ihm aufgesaugt wurde.

Ich hörte sie noch immer schreien, wollte Vorsorgen und das Kreuz auf ihren Körper pressen, als der Altar zusammenbrach und sich Lavinia im gleichen Augenblick zur Seite drehte, damit sie den fallenden Trümmern entkam.

Ich faßte leider ins Leere.

Der Altar brach vor mir zusammen. Zischend stiegen die Dampfe hoch, das Licht der Stablampe wurde von ihnen aufgesaugt. Schattenhaft erkannte ich die Gestalt der Blutfrau.

Sie erinnerte mich an ein Raubtier im Sprung, denn mit einem gewaltigen Satz tauchte sie in die Dunkelheit der Höhle, wo ich sie so schnell nicht mehr erreichen konnte.

Zu meinen Füßen lagen die Trümmer des Altars. Noch immer zersprangen sie mit peitschenden und knallenden Lauten, wallte Nebel auf, der sich mit feinem Staub vermischte.

Ich kämpfte mich hindurch.

Glücklicherweise hatte ich feststellen können, wohin die Blutfrau gelaufen war.

Ich schlug die gleiche Richtung ein und strahlte in die tiefe Finsternis des Gewölbes.

So sehr der helle Kegel auch tanzte, tastete und suchte, die Frau erwischte ich nicht.

Irgendwann blieb ich stehen. Hinter mir war es ruhig geworden. Nur mehr einige Schwaden trieben durch die Höhle, die widerlich stanken. Lavinia di Luna zeigte sich nicht.

Ich ärgerte mich. Aus falscher Rücksichtnahme hatte ich zunächst den Stein angegriffen. Ich hätte sie zuerst mit meinem Talisman attackieren sollen.

Pech...

Natürlich wuchs meine Angst um Juan. Sie hatte ihn nicht umsonst als einen Trumpf erwähnt. Daß dies kein Bluff gewesen war, davon ging ich einfach aus.

Es stellte sich die Frage, wo ich den Jungen finden konnte. Am Eingang des Schachts wartete er nicht mehr. Entweder befand er sich noch in der Höhle, oder aber Lavinia hatte ihn draußen gelassen. Es gab ja einen zweiten Ausgang.

Nur mußte ich den erst einmal finden.

Leider hatte ich keine Vorstellung davon, wie groß dieses Gewölbe war. Die Höhle konnte durchaus in ihren Ausmaßen den gesamten Hang unterkellert haben, bis hin zur felsigen Strandregion, wo die

Wellen des Meeres gegen die Ufer brandeten.

Das häßliche Lachen der Blutfrau stoppte mich. Es peitschte wie Donnerhall durch das Gewölbe und trieb mir einen Schauer über den Rücken. Dann verstummte es.

Dafür hörte ich ihre Stimme. »Fast hättest du es geschafft, John. Aber nur fast. Jedenfalls habe ich bewiesen bekommen, daß du etwas Besonderes bist.« Ihre Stimme hallte nach, als hätte sie aus einer engen Röhre gesprochen.

»Und ich weiß jetzt, wie feige du bist, Lavinia. Du traust deinen eigenen Fähigkeiten wohl nicht — oder?«

»Doch — nur werde ich mir etwas anderes einfallen lassen!«

»Und was?«

»Ich habe dir von meinem zweiten Trumpf berichtet. Das ist Juan. Er wird es auszubaden haben.«

»Das ist ja deine Feigheit!« schrie ich zurück. »Er ist wehrlos, er kann gegen dich nicht ankommen...«

»Er hätte alles haben können. Doch du hast einen Fehler gemacht und die Blutfrau gereizt. Der Altar gab mir Kraft. Er hat das Mondlicht gesammelt. Was all die Jahrhunderte Bestand gehabt hatte, ist von dir zerstört worden, das bekommst du zu spüren. Und auch die anderen. Wir sehen uns wieder, John...«

Ich hätte noch viele Fragen stellen können, es lohnte sich nicht mehr. Die Blutfrau hatte sich zurückgezogen. Sie kannte sich hier unten aus, ich mußte den Ausgang noch suchen.

Allmählich bekam ich Beklemmungen...

Er lag dort, wo die Felsen vom Wasser umspült wurden. Über sich sah er den dunklen Himmel, wo der Mond wie ein heller, an einer Seite abgeflachter Ball herabglotzte.

Die Tränen rannen über Juans Gesicht und hatten sich mit dem feinen Sand vermischt, der auf seiner Haut klebte. Er hätte sie gern

abgewischt, das war nicht möglich, denn Arme und Beine konnte er nicht bewegen, weil er von der Blutfrau in den Sand eingegraben worden war, und zwar so weit, daß nur noch sein Kopf hervorschaute.

Von allein war es ihm unmöglich, sich zu befreien. Der Sand preßte ihm die Arme und Beine gegen den Körper. Er war hart wie Stahl, und Juan hatte das Gefühl, als würde er sich immer stärker zusammendrücken und ihm die Luft rauben.

Wer in einer derart schlimmen Haltung stand, der sah die Welt aus einer völlig anderen Perspektive. Für ihn wurden selbst die normalen Dinge zu einer Bedrohung.

Die kleinen Steine, nicht größer und höher als eine halbe Armlänge, erinnerten plötzlich an hohe Berge. Die auslaufenden Wellen kamen ihm vor wie mächtige Wogen bei einem Sturm.

Tiere, über die er sonst gelacht oder sie zertreten hatte, wuchsen heran zu kleinen Monstern.

Da waren die Strandkäfer, die zahlreichen Insekten und auch die Krebse, die von den auslaufenden Wellen an den Strand getrieben wurden und sich erst bei Dunkelheit aus dem Wasser wagten. Er sah sie aus gleicher Höhe. Seine Augen befanden sich dicht über dem welligen Sand, über den der kühle Nachtwind fuhr. Sand flog in sein Gesicht, kratzte darüber, blieb darauf kleben.

Juan erlebte eine Pein, eine Folter und eine Qual. Er hatte die Blutfrau gebeten und angefleht, es nicht zu tun, aber sie hatte sich nicht erweichen lassen.

In ihren Augen war Juan ein Verräter. Und Verräter tötete sie normalerweise sofort, doch bei Juan wollte sie es sich noch überlegen und gleichzeitig auf Nummer Sicher gehen.

»Du wirst hierbleiben, bis ich zurückkehre«, hatte sie ihm zum Abschied gesagt.

»Und wenn du nicht mehr kommst?«

Juan hatte keine Antwort auf diese Frage bekommen. Lavinia di Luna war lachend zwischen den Felsen verschwunden, wie ein Phantom, und bisher nicht zurückgekehrt.

Sie wußte, wo der zweite Eingang zu diesem Berggewölbe lag. Der Junge kannte ihn nicht. Überhaupt hielt sich an diesem Teil des Strandes kaum jemand auf.

Nicht, daß der Sand zuwenig oder zu flach gewesen wäre, nein, es gab einfach schönere Stellen, so daß dieser Flecken in Vergessenheit geraten war und selbst die Einheimischen nur selten herkamen. Sollte Lavinia di Lima tatsächlich Siegerin gegen John Sinclair bleiben, konnte es Tage, vielleicht sogar mehr als eine Woche dauern, bis man Juan fand.

Dann war er längst verdurstet, denn die Sonne brannte auch in diese bucht hinein.

Deshalb hoffte er, daß die Blutfrau zu ihm zurückkehren würde und Sinclair den Kampf verlor, so leid ihm dies auch tun würde, denn er mochte den blonden Mann. In diesem Fall mußte er mehr an sich selbst denken.

Juan rollte mit den Augen. Sandkörner wurden des öfteren hineingeweht. Er hatte angefangen zu weinen, und das Tränenwasser hatte den Schmutz wegspülen können.

Sie hatte ihn so eingegraben, daß er auf die anrollenden Wellen schauen konnte.

Zum Glück war es eine ziemlich windstille Nacht. Wäre der Wind stärker gewesen, was im Frühjahr öfter passierte, hätten ihn die Wellen längst erwischt und überspült.

So blieb ihm der kurze Abschnitt zwischen Strand und Wasser, der ihm aus seiner Sichtperspektive vorkam wie eine Dünenlandschaft. Die Angst nagte an ihm.

Sie war wie ein gefräßiges Tier, das nie satt wurde und ständig größeren Hunger bekam.

Sie nahm seine Seele gefangen, raubte ihm den Atem. Sie trieb ihm den Schweiß aus den Poren.

Juan erinnerte sich an einen Western. Da hatte man den Helden ebenfalls in den Sand eingegraben und zwei Tage in der Sonne schmoren lassen.

Im Film hatte der Held überlebt. Er würde dies nicht schaffen, das stand fest.

Wäre es ihm möglich gewesen, die Hände zu falten, hätte er gebetet. So aber konnte er sich nicht rühren, obwohl er versucht hatte, seine Arme auseinanderzudrücken.

Es ging nicht.

Der Sand war hart wie Beton. Nicht einmal die Finger konnte er krümmen und die Hände zu Fäusten ballen. Zu perfekt war das Gefängnis.

Wieviel Zeit vergangen war, konnte er nicht sagen. Die Sekunden und Minuten, die verrannen, kamen ihm doppelt so lange vor, und damit steigerte sich auch seine Furcht.

Erst jetzt wurde ihm drastisch bewußt, daß der Sand nicht so tot war, wie er immer aussah. Auch in ihm steckten Lebewesen. Flöhe, kleine Käfer, die in der Dunkelheit nicht schliefen und mit ihrem sicheren Instinkt den Schweißgeruch und die Ausdünstungen des Eingegrabenen wahrnahmen. Sie konzentrierten sich auf ihn.

Plötzlich umtanzten ihn Mücken. Sie setzten sich auf sein Gesicht, sie stachen zu, und auch Flöhe sprangen an ihm hoch. Sogar an der Oberlippe wurde er gestochen. Käfer und kleine Spinnen krabbelten ebenfalls hervor. Sie wirkten auf ihn übergroß. Längst nicht mehr so klein wie das Getier, das aus dem Mund der Blutfrau gekrochen war. Sie nahmen nicht den direkten Weg zu seinem Gesicht. Sie schlugen Bögen und Kurven, waren vorsichtig. Juan aber kam es vor, als wollten sie seinen Zustand bewußt verlängern.

Dann hatten ihn die ersten beiden Käfer erreicht. Dicht vor seinem

Gesicht verharreten sie.

Juan verdrehte die Augen und schielte in die Tiefe. So konnte er auf ihre Panzer schauen.

Noch taten sie nichts. Sie warteten, sie lauerten, dann setzten sich die beiden Tiere plötzlich in Bewegung und überbrückten die letzte Entfernung bis zu seinem Kinn.

Als Juan die Berührung spürte, schrak er zusammen. Sofort bildete sich auf seinem Gesicht eine Gänsehaut, was die beiden Käfer nicht sonderlich störte, denn sie krochen an seinem Kinn in die Höhe und hatten die Unterlippe erreicht.

Juan vergaß seine eigentliche Urangst. Er konzentrierte sich mehr und mehr auf die beiden Käfer und hielt den Mund so fest zusammengepreßt wie eben möglich.

Er dachte daran, wie es ausgesehen hatte, als das Getier aus dem Mund der Blutfrau gekrochen war, und ihm wurde im nachhinein noch übel. Nun erlebte er Ähnliches.

Die Käfer überwandten seinen Mund.

Wenn sie jetzt in die Nasenlöcher kriechen...

Er wagte kaum weiterzudenken, der erste Käfer jedenfalls hatte sich für einen anderen Weg entschieden. Er kroch links an Juans Nase vorbei und erreichte die Wange, von wo aus er sich allmählich den Augen näherte.

Dem zweiten Käfer gefiel es auf der Oberlippe. Dort lief er hin und her, marschierte auf das rechte Nasenloch zu und blieb stehen. Juan mußte den Mund einfach öffnen, weil er Luft brauchte. So tief und auch so vorsichtig wie möglich atmete er ein.

Gleichzeitig krabbelte der Käfer hoch — genau in das Nasenloch. Er drückte sich hinein, Juan stöhnte, er spürte keine Schmerzen, nur ein Kitzeln in der Nase, und es kam, wie es kommen mußte. Der Niesreiz war plötzlich da. Er überwältigte ihn direkt, und plötzlich schien sein Kopf zu explodieren.

Mit einem prustenden Geräusch nieste der Junge. Sand stob vor ihm in die Höhe. Juan hatte die Augen geschlossen, deshalb sah er auch nicht, daß der Käfer aus seinem Nasenloch wirbelte und von dem hochwirbelnden Sand verschüttet wurde. Das heftige Niesen war die große Befreiung gewesen, und Juan holte keuchend Luft.

Er hatte es geschafft. Ihm war ein kleiner Sieg gelungen. Das ließ die Flamme der Hoffnung wieder aufflackern.

Allmählich hatten sich die aufgewirbelten Körner und auch der feine Staub gesenkt.

Er sah wieder klarer, erkannte die weißen Schaumstreifen der an den Strand rollenden Wellen und entdeckte jetzt auch die kleinen Krebse, die sich durch sein Niesen von ihrem Ziel nicht abhielten ließen und auf sein Gesicht zukrochen.

Juan wußte, daß diese Krebse Scheren hatten, mit denen sie schnappen und auch kleinere Wunden hinterlassen konnten.

Wunden, die bluteten...

Er spürte wieder den Druck im Magen. Die Angst strahlte aus seinen Augen. Da er sich in gleicher Höhe mit den Krebsen befand, kamen sie ihm vor wie Ungeheuer, die aus einer längst vergangenen Zeit zurückgeblieben waren. Sie tasteten sich voran. Stück für Stück. Die Distanz schmolz immer mehr zusammen. Juan sah, wie die Scheren zitterten. Wie gefährliche, übergroße Zangen kamen sie ihm vor.

Gleich würden sie zubeißen.

Da berührte ihn der erste Krebs. Die beiden Scheren ruckten etwas hoch, und schon knipsten sie in seine Haut. Er spürte den Schmerz, eigentlich lächerlich, was die Intensität anging. In diesem Augenblick jedoch kam er ihm viel stärker vor. Und es war nicht nur ein Krebs, der sich ihm näherte.

Vier, fünf, nein, sechs Tiere hatten Kurs auf ihn genommen. Wenn sie zubissen, dann...

Am liebsten hätte er geschrien. Er hatte schon den Mund offen, um dies zu tun, als er plötzlich dumpfe Schritte hörte. Juan konnte die Person nicht sehen, weil sie hinter ihm herlief. Doch er vernahm die dumpfen Echos der Schritte.

Lavinia di Luna war da. Sie hatte also die Auseinandersetzung mit John Sinclair gewonnen.

Damit rechnete Juan fest, er war aber um so mehr überrascht, als dicht neben ihm ein dunkler Stiefel erschien und den Krebs zertrat. Das war Musik in den Ohren des Jungen. Die Gestalt zertrat auch die anderen Tiere, um dann in die Hocke zu gehen.

Jetzt erst erkannte Juan seinen Retter.

Es war Capitan Sanchez!

Der Junge atmete keuchend, seine Zunge schnellte aus dem Mund, er spürte die Sandkörner und flüsterte stockend den Namen des Polizeioffiziers.

»Sei ruhig, Juan, ich hole dich hier heraus!«

Sanchez hockte vor ihm, Werkzeug hatte der Mann nicht mitgebracht. Er mußte seine bloßen Hände nehmen, um den Jungen zu befreien. Sanchez hatte sich hingekniet, so besaß er einen besseren Halt. Er wuchs vor Juan wie ein wuchtiger Klotz hoch. Das Gesicht des Mannes war schweißbedeckt. Es schimmerte, als hätte man es mit Olivenöl eingerieben. »Wieso, Capitan... wieso?«

»Ich habe euch verfolgt, dann leider aus den Augen verloren. So bin ich umhergeirrt, bis mir einfiel, daß ja diese kleine Bucht existiert. Dann habe ich dich gefunden. Wo befindet sich John Sinclair?«

»In... in der Höhle.«

»Was?« Sanchez hörte auf zu graben.

»Si, hier gibt es eine Höhle. Nur wenige kennen sie. Ich habe sie gefunden, aber auch die Blutfrau...«

»Was erzählst du denn da, Juan?«

Der Junge schrie auf, und Sanchez erstarrte. Beide hatten die

Stimme der Blutfrau dicht in ihrer Nähe gehört...

Sie stand auf dem Sandstreifen und bewegte sich nicht. Etwa auf halber Strecke zwischen der Felswand und dem auslaufenden Wasser. Ihr Blick war starr und eisig, falls man überhaupt etwas aus ihren Augen lesen konnte. In ihrem Gesicht bewegten sich die Käfer und Würmer, die Lavinias Mund verlassen hatten.

Juan konnte sie nicht sehen, aber Sanchez schaute über den Kopf des Jungen hinweg und starrte sie an, während er sich langsam in die Höhe schob, um starr stehen zu bleiben. »Die Mörderin«, flüsterte er, »du bist die Mörderin.« Er tastete nach seiner Waffe, die in einer Pistolentasche steckte.

»Und ich mag es nicht, wenn man meine Kreise stört, Polizist. Noch ein Polizist. Einer hat mir gereicht.«

»Aufpassen, Capitan. Sie ist gefährlich!« warnte Juan. »Sogar sehr gefährlich.«

»Das glaube ich auch«, flüsterte Sanchez. »Aber ich bin es ebenfalls, Señora...«

Sie lachte nur und kam näher. Sehr lässig bewegte sie sich. Ihre bloßen Füße schleiften durch den Sand, und Sánchez sah sich durch ihre Nacktheit irritiert. Der Fetzen, der soeben das Nötigste bedeckte, zählte nicht. Er wunderte sich nur über den Aufzug der Frau, die sich so hinstellte, daß sie voll im Mondlicht stand.

Durch die Strahlen des Mondes hatte sie Kraft schöpfen können. Auch jetzt leuchtete er sie wieder an und übergieß sie mit ihrem fahlen Schleier aus Licht.

Die Blutfrau gab sich siegessicher. Sie ging davon aus, daß sie alles gewinnen würde. Menschen kamen gegen sie nicht an, sie war bisher die Stärkere gewesen, und so sollte es auch bleiben. Der Offizier zog seine Waffe und richtete die Mündung auf die Blutfrau.

»Ich werde Ihnen jetzt Handschellen anlegen und Sie abführen.

Aber zuvor will ich wissen, wo sich John Sinclair befindet.«

»Such ihn doch!«

Sánchez zuckte zusammen. Er haßte es, so angesprochen zu werden, und er sah, wie sie den Mund öffnete, mit mehreren Fingern hineingriff und Würmer auf ihren Handteller gleiten ließ.

Sánchez zuckte zurück. Damit hatte er nun nicht gerechnet. Seine Augen weiteten sich, der Magen bildete plötzlich einen dicken Kloß, der in die Höhe wandern wollte.

»Es gefällt dir nicht, wie?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Das kann ich mir denken.« Sie schüttelte die Hand, so daß die Würmer sich lösten. Im Sand blieben sie liegen. Lavinia di Luna ging vor. »Ich freue mich, daß du gekommen bist, Polizist. Ja, ich freue mich wirklich, denn ich brauche etwas. Ich hätte es mir noch in dieser Nacht geholt, das Blut des Hotelbesitzers Gomez, aber jetzt bist du da. Und ich habe zeitlich etwas gewonnen, verstehst du? Ich werde mir dein Blut holen. Gomez kommt später an die Reihe...«

»Hören Sie auf, Sie...«

»Nein, ich höre nicht auf. Wenn du nicht zu mir kommst, dann komme ich zu dir.« Sie ging langsam auf den Offizier zu.

Das merkte auch Juan. »Capitan, fliehen Sie. Diese Frau wird Sie töten. Sie ist so gefährlich...«

»Unsinn, ich fliehe nicht.« Er konzentrierte sich auf Lavinia. »Bleiben Sie stehen, sonst schieße ich!«

»Bitte!« Sie breitete sogar die Arme aus und hielt den Mund offen, so daß einige Käfer herauskrabbeln konnten. Im Mondlicht schimmerten sie bläulich.

Sanchez keuchte. Er befand sich in einer Zwickmühle. Sollte er tatsächlich auf eine Unbewaffnete schießen? Er war Polizist, dem Recht und Gesetz verpflichtet...

»Na schieß!«

Und Sanchez feuerte. Er hatte den Waffenlauf im letzten Augenblick gesenkt, weil er die Person nicht töten wollte. So hieb das Bleigeschoß in den rechten Oberschenkel, dessen Haut wie Marmor glänzte. Lavinia zuckte zusammen. Es sah so aus, als hätte ihr eine gewaltige Kraft das Bein zurückgedrückt. Jetzt mußte sie eigentlich zusammenbrechen, doch sie ging weiter.

Und sie lachte...

Ja, sie lachte gellend gegen die anrollenden Wellen an, während sie ihren Mund weiterhin offen hielt, um das zu entlassen, was in ihrem Innern steckte.

Es quoll als Strom über die Unterlippe und rann am Kinn entlang, fand den Weg über den Hals und erreichte den oberen Teil des Körpers. Capitan Sanchez stand wie angegossen auf dem Fleck und begriff überhaupt nichts. Sein Blick war ein einziges Fragezeichen, in das sich allmählich die Furcht hineinschob. Ihm wurde klar, daß er es hier mit einer Person zu tun hatte, die möglicherweise nicht menschlich war, obwohl sie so aussah.

»Amigo, du darfst noch einmal schießen. Los, ziele richtig! Jage mir die Kugel in die Brust. Ich kenne die neuen Waffen nicht, aber sie tun mir nichts. Los, schieß!«

Sanchez war zu geschockt, um der Aufforderung nachzukommen. Er senkte den Kopf, schüttelte ihn, gab nicht acht und reagierte auch nicht auf Juans Warnschrei.

Die Blutfrau warf sich gegen ihn.

Sie hatte ihn mit einem Satz erreicht, die Arme ausgestreckt und schlug ihm beide Hände ins Gesicht. Die Fingernägel waren wie kleine Messer. Sanchez spürte den bösen Schmerz, der ihm die Übersicht raubte und auch seinen Widerstandswillen lähmte. Er verlor den Boden unter den Füßen. Der Sand wurde für ihn zu einem Fließband, das ihn zurücktransportierte, so daß er rücklings aufprallte. Dann war sie über ihm.

Juan, der nicht hinschauen konnte, schloß die Augen. So hörte er nur die fürchterlichen Geräusche, die Schreie, das Ächzen. Sanchez wehrte sich verzweifelt. Ein paarmal konnte er die Blutfrau abwehren, aber sie kam immer wieder.

Schließlich schaffte er es mit einem Tritt. Als Lavinia fiel, hatte er sich Luft verschafft.

Wie er auf die Füße kam, wußte er selbst nicht genau. Jedenfalls stand er plötzlich auf den Beinen und dachte nur an Flucht. Weg von diesem Ort des Todes und des Grauens...

Er floh in die Richtung, wo die Felsen wuchsen, und das sah auch Lavinia di Luna.

Geschmeidig wie eine Raubkatze kam sie hoch und nahm die Verfolgung auf. Sie eilte ihm mit langen Schritten nach, der Sand spritzte unter ihren Füßen weg, und es war nur eine Frage der Zeit, wann sie Sanchez erreicht haben würde.

Ihre Gier war ungeheuerlich. Sie hatte sich selbst durch den Anblick des Blutes aufgeputscht.

Capitan Sanchez hörte ihr Fauchen. Für ihn war es die Melodie, die ihn in den Tod begleiten sollte...

Ich irrte durch das verdammte Gewölbe.

Es war einfach furchtbar und deprimierend. Ich hatte alles versucht und war schließlich zu der Überzeugung gelangt, im Kreis gelaufen zu sein. Die Lampe gab mir zwar Licht, nur glitt der helle Kreis stets über Felswände, die kein Ende zu nehmen schienen. Dabei mußte es einen Ausgang geben.

Mit mehr Ruhe hätte ich ihn sicherlich gefunden. So aber war ich gezwungen weiterzuhasten.

Ich hörte meine eigenen Schritte auf dem unebenen Fels, und ich vernahm noch etwas anderes.

Stimmen, Schreien!

Sofort blieb ich stehen. Eine geduckte Haltung hatte ich dabei angenommen. Über den Rücken kroch die zweite Haut. Wieder stieß der Lichtkegel nach vorn, traf den Fels. Ich ließ ihn nach links wandern — und sah, wie er in einen Spalt eintauchte.

Das mußte der zweite Ausgang sein!

Noch jubelte ich nicht, lief auf den Spalt zu und spürte bereits den seichten Wind, der gegen mein erhitztes Gesicht wehte. Ein Beweis dafür, daß auch die andere Seite offen war.

Endlich!

Der Spalt war eng, fast zu eng für mich. Ich konnte nicht normal in ihn hineingehen, mußte mich schon drehen und schabte mit dem Rücken an der Felswand entlang.

Die Schreie hatten nicht aufgehört. Wenn mich nicht alles täuschte, was es Juans Stimme.

Diese Rufe beruhigten mich. Wer schrie, der lebte noch. Der Spalt wollte kein Ende nehmen. Er verengte sich noch mehr, fast wäre ich eingeklemmt gewesen, arbeitete mich keuchend weiter und hatte Glück, daß die Lücke breiter wurde.

Ich roch schon das Meer, sah auch die Dunkelheit nicht mehr so dicht, sondern mehr silbrig angehaucht, weil sich das Licht des Mondes auf die Wellen legte.

Noch einige Schritte, dann hatte ich es geschafft. Das rauhe Felsgestein schabte über meine Kleidung. Manchmal blieb ich auch hängen, riß mich frei und zog den Kopf ein, weil eine vorspringende Nase aus Stein fast mein Haar wegrasiert hätte.

Der Blick wurde besser — und frei!

Was ich zu sehen bekam, wollte ich zunächst nicht glauben. Da bewegte sich eine Gestalt beinahe direkt auf den schmalen Ausgang zu. Es war ein Mann. Wie ich jetzt schon sehen konnte, trug er eine Uniform, aber keine Mütze mehr.

Ich hörte ihn keuchen und ächzen. Er hielt sich noch auf den Beinen,

doch es sah so aus, als würde er jeden Augenblick zusammenbrechen. Da stolperte er schon nach vorn, streckte die Arme aus, als wollte er sich an der Felswand abstützen, nur war diese noch zu weit entfernt, so daß er ins Leere griff, sich nicht mehr halten konnte und auf den Bauch fiel. Es sah so aus, als wollte er sich in den weichen Sand hineinwühlen. Kurz bevor er gefallen war, hatte ich ihn noch erkennen können. Es war Capitan Sanchez.

Und er wurde von der Blutfrau verfolgt. Ich dachte nicht mehr darüber nach, wie Sanchez es geschafft hatte, an diese Ecke des Strandes zu gelangen, für mich war allein wichtig, daß ihm Lavinia di Luna auf den Fersen war.

Sie wollte ihn töten!

Wie ein gewaltiger Halbkreis erschien sie neben ihm. Sie hielt die Arme erhoben, wollte sich auf ihn stürzen, und ich sah ihre langen Fingernägel, die mich an Messer erinnerten.

Sie mußten ihr in kürzester Zeit nachgewachsen sein. Das alles war unwichtig. Für mich zählte allein, daß ich aus diesem engen Spalt herauskam.

Das schaffte ich auch.

Im gleichen Augenblick stürzte die Blutfrau auf ihr Opfer zu, und ich sprang ihr entgegen...

Noch in der Luft prallten wir zusammen. Ich holte ihren schrillen Schrei, so überrascht war sie von dieser Attacke gewesen, und drosch noch mit der Lampe zu, die ich in der Linken hielt.

Ich traf ihren Hals und das Kinn, hörte das Gehäuse knacken, riß noch das rechte Knie hoch und schleuderte sie durch diesen heftigen Treffer zurück. Auch sie fiel in den Sand, zog gleichzeitig die Beine an und wollte sich wie eine Schlange von mir fortbewegen. Ich war auf dem weichen Sand ausgerutscht. Mit einem langen Schritt nach vorn konnte ich mich wieder fangen und kreiselte herum, genau in

dem Augenblick, als die Blutfrau aufstehen wollte.

»Stopp!« schrie ich ihr entgegen.

Sie hatte sich über meine Stimme so erschreckt, daß sie sich tatsächlich nicht mehr bewegte und, mir seitlich zugewandt, hockenblieb. Um mich anzuschauen, mußte sie den Kopf etwas anheben. Dabei sah sie nicht nur in mein Gesicht, auch auf das Kreuz, das ich ihr entgegenhielt. Sekundenlang stand das Schweigen zwischen uns. Ich vernahm das Stöhnen des verletzten Capitán Sánchez und hörte eine bekannte Stimme schluchzen und rufen.

»John, du bist da...«

»Okay, Juan, es ist alles in Ord...«

Nichts war in Ordnung, denn die Blutfrau reagierte wie ein in die Enge getriebenes Tier.

Ich hatte nicht auf ihre Hände achten können, was sich nun rächte. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt und diese in den weichen Sand gesteckt.

Beide Arme flogen gleichzeitig hoch. Noch in der gleichen Sekunde wirbelte ein Vorhang aus Sand gegen mein Gesicht. Zwar drehte ich den Kopf noch zur Seite, das meiste Zeug klatschte auch gegen die linke Wange, dennoch drangen mir einige Körner in die Augen, die ich sofort schließen mußte.

Diese Chance ließ sich eine Person wie die Blutfrau nicht entgehen. Sie sprang mir entgegen. Ich konnte es nicht sehen, spürte aber ihre Hände und auch die Krallen.

Mein Gesicht erwischte sie glücklicherweise nicht. Dafür klammerte sie sich an den Schultern fest, ich vernahm ihr Fauchen, riß die Augen trotz der Behinderung auf und sah durch den Tränenstrom verschwommen das Gesicht mit dem weit geöffneten Mund.

Was aus ihm herausquoll, war nicht zu erkennen. Ich wehrte mich automatisch und reflexhaft.

Mit dem Kreuz erwischte ich sie.

Unter dem geweihten Metall spürte ich die weiche Masse. Das mußte einfach ihr Gesicht sein.

Dann hörte ich das Heulen...

Es waren fürchterliche Laute, als hätte jemand in der Nähe eine Sirene angestellt.

Dazwischen klangen die fast jubelnden Schreie des Kellners Juan. Ich war froh, daß mir die Tränen die Augen wieder freispülten, und konnte endlich sehen.

Die Blutfrau lag auf dem Boden.

Auf ihrem Gesicht strahlte ein Abdruck, der dem Kreuz haargenau nachgebildet worden war.

Er leuchtete in einem fahlen Blau, und an den Rändern flimmerte es rot. Lavinia di Luna hatte alles versucht und letztendlich alles verloren. Ihr Gesicht hatte sich verzerrt, und ich bekam noch mit, wie es brach. Hervor strömten Käfer, Spinnen, Würmer. Alles, was sie früher zu sich genommen hatte, fand seinen Weg ins Freie.

Plötzlich wimmelte ihr gesamter Körper, dann zerflossen die Umrisse, und die zahlreichen Insekten krabbelten über den Sand weg, als wollten sie fluchtartig das Weite suchen. Nichts blieb mehr von Lavinia di Luna zurück. Keine Knochen, keine Haut, keine Asche. Ihr Körper, durch Magie gestärkt, bestand letztendlich nur noch aus Insekten. Ich kümmerte mich um Capitan Sanchez. Er war zu der Felswand gerobbt und lehnte mit dem Rücken dagegen.

Aus zahlreichen Wunden blutete er, aber er lebte, und das allein zählte.

»Por Dios, Sinclair, geschafft?«

»Si, sie lebt nicht mehr. Vergessen Sie die Blutfrau.«

Er lachte bitter auf. »So schnell bestimmt nicht, wirklich nicht...«

»Bis gleich, Capitan.« Mein nächster Weg führte mich zu Juan, der dabei war, sich auszugraben, denn Sanchez hatte bereits einen Teil

der Masse wegräumen können.

Ich half dem Jungen, und als er frei war, da fiel er mir um den Hals. »Nie mehr«, flüsterte er, »nie mehr werde ich so etwas machen. Nie im Leben...«

»Das ist auch besser so, Juan.«

An diesem Platz hielt uns nichts mehr. Gemeinsam stützten wir Sanchez und gingen zurück nach Etula, deren Einwohner endlich aufatmen konnten, denn der Druck, mit einer Mörderin zu leben, war von ihnen genommen worden.

Mir rann es noch kalt den Rücken hinab, als ich an Lavinia di Luna dachte und an meinen Flirt mit der Blutfrau.

Der hätte verdammt ins Auge gehen können.

Wieder in London!

Ich hatte meinen Urlaub voll ausgenutzt, war braungebrannt und wurde von Glenda und Suko angestrahlt, als wäre ich länger als ein halbes Jahr fortgewesen.

»Na, wie war's?« rief Glenda.

»Herrlich.«

»Du siehst auch gut aus«, meinte Suko. »Danke.«

»Und sonst?« fragte Glenda.

Ich hob die Schultern. »Eigentlich ist nicht viel passiert. Nur daß ich mich in eine untote Blutfrau verliebt habe, drei Morde aufklären mußte und fast mein Leben verloren hätte. Ansonsten, Freunde, war es in Spanien recht nett.«

Glenda und Suko starrten mich an, als hätten sie einen Geisteskranken vor sich.

»M... mehr hast du nicht erlebt?« fragte Glenda.

»Nein, wirklich nicht.« Ich grinste und ging in mein Büro, während Glenda und Suko die Welt nicht mehr verstanden...

ENDE